

clv

Max Hamsch

Die Unzertrennlichen

dlv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld

1. Auflage 1997
2. Auflage 2000

Neuaufgabe und Bearbeitung der Bücher:

Die Taler von Brunnenburg (1977) und

Das Geheimnis des Kamins (1979)

© 1997 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbäch

Satz: Enns Schrift & Bild, Bielefeld

Druck und Bindung: Elsnerdruck, Berlin

ISBN 3-89397-792-9

Banditenjagd am Rhein

Heute ist wirklich wieder einmal ein großer Tag für die alte, kleine Stadt am Rhein.

Wohl hat sie schon in der Geschichte, den vergangenen Jahrhunderten, vieles erlebt. So ist im vorigen Jahrhundert der als „Marschall Vorwärts“ bekannt gewordene preußische Feldmarschall Leberecht von Blücher mit seinen Truppen hier über den Rhein gesetzt, aber inzwischen ist es um die alten Mauern der Schiffer-, Winzer- und Lotsenstadt sehr ruhig geworden.

Bis auf heute! Denn heute hat die Stadt gleich zwei große Ereignisse:

Ein weltbekanntes Unternehmen kommt mit allen Betriebsangehörigen der deutschen Niederlassung zu Gast. Man hat ein Schiff der Rheinflotte gemietet, und Ziel des Ausfluges ist unsere Stadt. Bürgermeister und Stadtrat, alle Geschäfts- und Wirtsleute erwarten die Besucher. Die Straßen sind geschmückt worden, die Häuser beflaggt. In der engen, einzigen Haupt- und Geschäftsstraße sind Verkaufs- und Weinprobierstände aufgebaut.

Und das zweite große Ereignis? Es fällt in der Öffentlichkeit nicht direkt auf. Hat das etwas mit den vielen Jungen in den grünen Fahrtenhemden zu tun? Immer wieder sieht man sie sich durch die vielen redenden, trinkenden und schauenden Fremden schlängeln. Was können sie wohl vorhaben?

Da – da kommen schon wieder zwei der Jungen. Sie spähen wie Indianer auf dem Kriegspfad auf die Menge der Fremden. Wird hier denn jemand gesucht? Jetzt sprechen sie einen allein stehenden Mann an. Halb flüsternd, halb befehlend stoßen sie hervor: „Geben Sie mir meine Tasche wieder!“

Der so Angeredete sieht fassungslos auf die beiden Jungen. Er fängt an zu schreien, dabei schwingt er drohend seinen Spazierstock:

„Unverschämtes Gesindel! Fort mit euch, ihr Gassenbuben ...! Keinen Anstand und keine Sitten mehr!“

Die Jungen sind inzwischen längst schon in der Menge untergetaucht. Einige Leute, vielleicht Bekannte, versuchen, den aufgebrachten Mann zu beruhigen: „Was ist denn los? Was wollten denn die Jungen?“

„O Kerle, diese Banditen, unverschämte Lausbengel! Wollten mich doch wahrhaftig auf offener Straße, am hellen Nachmittag berauben! ‚Geben Sie mir meine Tasche wieder‘, haben sie geschrien. Aber bei mir, da sind sie an den Richtigen gekommen, ich habe ihnen gleich Beine gemacht! – Gibt es denn hier in diesem Kaff keine Polizei?“

Einige Frauen sehen sich ängstlich um. Sie fassen ihre Handtaschen automatisch fester. Wer alles mag wohl dieses Gedränge in der Gasse ausnutzen?

Da schaltet sich endlich ein Einheimischer ein. Beruhigend erklärt er: „Keine Angst! Das sind keine Straßenräuber; das sind die Jungen von unserer hiesigen Jungschar. Die haben heute nämlich ihr großes Stadtspiel. Sie wollen die ‚Schmuggler‘ unschädlich machen und die alten ‚Franzosen-Kanonen‘ auf dem Marktplatz beschützen!“

Einiges Kopfschütteln, andere lächeln erleichtert. Ist doch eigentlich auch klar: Welcher Straßenräuber würde sich schon so auffällig in einem grünen Fahrtenhemd sehen lassen?

Ja, das ist also das zweite ganz große Ereignis für die Bewohner der Stadt, jedenfalls für die Jungen der Stadt zwischen neun und dreizehn Jahren.

Der Jungscharleiter, als Geschäftsinhaber eine stadtbekanntere Persönlichkeit, hatte seinen Jungen schon lange ein zünftiges Stadtspiel versprochen. Natürlich nutzt er die Ankunft des Sonderschiffes aus. So wird das Spiel erst richtig spannend.

Das Erkennungswort lautet: „Geben Sie mir meine Tasche wieder!“ Ist der Angeredete einer der Schmuggler oder Kanonendiebe, muss er dem Fragenden eine Visitenkarte mit seinem Namen übergeben. Sieger ist der Jungscharler, der die meisten Visitenkarten erbeutet hat, der Schmuggler, der die wenigsten Karten ausgegeben hat. Anderthalb Stunden soll das Spiel dauern, dann trifft sich alles im Jungscharheim.

Johannes ist allein auf Suche gegangen. Bis jetzt hat er noch kein Glück gehabt. Alles Spähen und Lauern ist ohne Erfolg geblieben. Was wird nur Rolf, sein Gruppenhüptling, sagen, dass er als bester Mann der Gruppe noch nichts erspäht hat?

Hat sich Johannes nicht in den vergangenen Wochen genügend Krimis im Fernsehen angesehen? Da muss er doch den scharfen Blick für alle Unterweltler haben? Vielleicht sitzen die Kerle auch in den vielen Gaststätten? Doch um in jeder eine „Limo“ zu verdrücken – so viel Taschengeld hat er auch wieder nicht.

Soll er mal die Geschäfte unter die Lupe nehmen? Wo könnten sich wohl die verkleideten Mitarbeiter und Jungscharler aufhalten? Natürlich – daß ich nur nicht sofort darauf gekommen bin – im Laden unseres Jungscharleiters!

Johannes geht sofort dorthin und drückt sich hinein. Das ging wirklich nicht leicht. Umfallen, das ist einfach nicht möglich. So dicht stehen die Kauflustigen nebeneinander. Johannes mustert jeden Fremden. Was nehmen da doch einige wieder für einen Kitsch mit? Das ist ja direkt schade um das schöne Geld!

Er wüsste schon etwas Besseres damit anzufangen. Zum Beispiel: Die Pfingstfahrt! Für fünf Tage wollen sie mit den Zelten der Jungschar zur Brunnenburg fahren. Das wird einfach wieder ganz toll werden, denkt er.

Die Gedanken eilen durch seinen Kopf, aber

mit wachen Augen sucht er nach Schmugglern, achtet auf verdächtige Bewegungen oder Mienenspiel. Frauen und Kinder fallen ja selbstverständlich aus, aber da sind auch einige unbekannte Männer.

Der da mit den strähnigen, ungepflegten Haaren und dem roten Ziegenbart, blickt er sich nicht dauernd scheu um? Hat er nicht eben der Verkäuferin zugeblinzelt? Na, die Verkäuferin ist sicher von ihrem Chef unterrichtet. Bart und Haare werden eine Perücke sein. Der Mann wählt umständlich eine Reihe Illustrierter, die Bild-Zeitung und sämtliche vorhandenen Tageszeitungen.

Für Johannes ist alles sonnenklar: „Abgekartete Sache! Jetzt nimmt er noch die obligatorischen Glimmstängel. Der will mich loswerden, ablenken, beruhigen. Da ist er aber bei mir schief gewickelt!“

Am besten ist es wohl, er stellt ihn gleich hier im Laden. Da draußen im Gewühl der Menge könnte er ihm gar doch noch entwischen. Dieser Punkt ist Johannes sicher.

Endlich ist das Geld des Käufers gewechselt.

Jetzt drückt sich der Mann an den anderen Leuten vorbei und will zur offenen Ladentür gelangen. Das ist die große Stunde des Detektivs Johannes. Schon steht er neben dem Fremden.

„Geben Sie mir meine Tasche wieder!“, fordert Johannes.

Der Mann schaut ganz erstaunt, erschreckt.

Was kann der sich doch gut verstellen, denkt Johannes. Klasse Leute hat der Jungscharleiter wieder für das Spiel eingesetzt! Und darum sagt er gleich nochmal, lauter, dringlicher:

„Geben Sie mir meine Tasche wieder!“ Jetzt hat der Mann sich gefangen.

„Hau ab! Geh mir sofort aus dem Wege, sage ich dir!“ Jetzt kommt Johannes erst richtig in Fahrt. Ganz ärgerlich ist er geworden. Eine Reihe von Kunden des Geschäftes sieht schon aufmerksam auf das ungleiche Paar an der Ladentür.

„Mann“, schreit Johannes, „stell dich doch nicht so dämlich an, du gehörst doch zu uns. Du bist doch genauso kein Fremder, wie der Bart auch nicht dein Bart ist!“

Bei diesen Worten packt Johannes nach dem roten Bart und will die vermeintliche Perücke einfach abreißen. Aber, o großer Schreck, das geht leider nicht. Der sitzt fest und ist wirklich echt.

„Oh, – du!“, stöhnt Johannes, denn der Bartmann hat im gleichen Augenblick seine Faust mit einem Fluch Johannes in das Gesicht geschlagen. Beinahe wäre Johannes hingefallen.

Seine Nase blutet. Fluchtartig verlässt er die Stätte seiner großen Niederlage. Hinter sich hört er noch Lachen und Schimpfen. Sicher wird die Verkäuferin die Leute über die Angelegenheit aufklären.

„Man kann auch alles übertreiben, das ist schon kein Spiel mehr, Musterdetektiv“, das sind

noch die letzten Worte, die Johannes aus dem Laden hört.

Wie ein begossener Pudel ist er aus dem Geschäft gestürzt. Sein Gesicht schmerzt. Wie konnte er sich nur so schrecklich blamieren? Das spricht sich sicher in der ganzen Stadt herum. Da wird er sich manches in der Schule und Jung-schar anhören müssen.

Während Johannes versucht, so schnell wie möglich einen großen Abstand zu dem Ort seines Reinfalls herzustellen, – er sieht gar nicht mehr richtig hin – geschieht schon das zweite Unglück. Er rennt ein junges Ehepaar fast um, das, einen Kinderwagen vor sich herschiebend, interessiert nach den Auslagen der Geschäfte sieht. „Entschuldigung! Gar nicht gesehen! Entschuldigung!“

Er sieht sich die beiden erst jetzt richtig an. Warum grinsen die beiden denn so? Wissen die etwas von seiner Niederlage im Geschäft? Oder sind es irgendwie Bekannte seiner Familie?

Das Gesicht der jungen Frau, das kennt er doch! Ist das nicht ...? Scheu blickt sich Johannes erst um, als er flüsternd sagt:

„Geben Sie mir meine Tasche wieder!“

Die junge Frau öffnet ein Damentäschchen und überreicht dem jetzt getrösteten Johannes die erste Visitenkarte. Unauffällig hat die Karte ihren Besitzer gewechselt.

Johannes möchte am liebsten springen und jubeln. Nun hat er doch noch eine Karte und

damit zehn Punkte erwischt! Er hat seinen ersten richtigen Spion entdeckt. Jetzt hat er wieder Mut und Freude zum Spiel. Er drückt sich durch die Menge der Leute. Aber laufend begegnet er anderen Jungscharlern. Alle hoffen sie, hier in der engen Gasse, am Marktplatz und den umliegenden Straßen Erfolg zu haben.

Es sind nur noch zwanzig Minuten bis zum Ende des Spieles. Alles Spähen und Lauern bleibt jetzt erfolglos. Alles Beobachten und Hinterherschleichen hat keinen Zweck. Johannes geht unter dem Bahndamm durch und kommt zur Rheinpromenade. Hier ist es bedeutend ruhiger. Kinder spielen in den Anlagen. Einige Leute schauen auf den Strom mit seinen vielen Booten und Schiffen; die schnellen Lotsenboote stechen hervor.

Alle Bänke sind dicht besetzt. Rastende und schauende Urlauber verweilen hier kurz.

Allein auf einer Bank sitzen nur zwei Menschen. Das sind dort ja ganz schön heruntergekommene „Tippelbrüder“! Ihre Kleider sehen aus, als wären sie um 1900 gekauft worden. Neben sich haben die beiden zwei uralte Aktentaschen stehen, die mit einem schrecklichen Durcheinander gefüllt sind. Essen tun die Kerle natürlich auch nicht. Dafür geht die Flasche immer von einem zum andern. Eine leere Flasche liegt schon neben ihnen. Die fliegt sicher dann im hohen Bogen in die Anlage oder in den Rhein.

„Echt Schottischer Whisky“, liest Johannes auf dem Etikett im Vorbeigehen. Wo die beiden den wohl herhaben? Sicher irgendwo geklaut!

Johannes ist schon an ihnen vorbei, da bleibt er plötzlich stehen. Zwei Mann bei der zweiten Flasche Whisky? Und die können noch sitzen und liegen nicht schon neben der Bank? Sollten das etwa ...? Soll ich ...? Aber wenn die beiden echt sind? Mit Betrunkenen soll man doch keinen Streit anfangen. Wie hatte seine Mutter doch immer gesagt:

„Solchen Leuten geht man am besten in weitem Bogen aus dem Weg!“

Johannes überlegt und bleibt stehen. Aber dann siegt bei ihm doch das Jagdfieber nach den Banditen.

„Ich kann ja gut laufen“, so spricht er sich selber Mut zu. „Wenn diese Typen echt sind, dann haue ich ab, so schnell ich kann. Sind die Kerle echt, dann sind ja wohl die zwei Flaschen Whisky echt, und dann dürften sie beim Laufen gewaltige Schlagseite haben.“

So nähert sich Johannes nun betont forsch, seine Unsicherheit überspielend, der Bank mit den beiden Zechern.

„Na Junge, willst du auch mal einen Schluck probieren?“, fragt laut rülpsend und lallend der eine Landstreicher.

Johannes wird sehr verlegen; das klingt ja beängstigend echt! Gerade will er mit einem „Dan-

ke, ... keinen Bedarf“ abziehen, da fällt ihm auf, dass die „Fahne“, der Alkoholgeruch aus dem Mund, fehlt!

„Ja“, antwortet Johannes mutig, „wenn es ein guter Tropfen ist!“

„Sicher, Brüderchen, komm, trink mit uns ...!“

Johannes nimmt die hingereichte Flasche, putzt sie für alle Fälle erst mit seinem Taschentuch ab und trinkt, trinkt, den besten Apfelsaft seines Lebens. So hat er es wenigstens später seinen Freunden erzählt. „Ihr habt ja wirklich einen tollen Stoff“, sagt er dann, sich seinen Mund abwischend. „Wo habt ihr den denn her?“

„Von dieser Firma“, lautet die Antwort eines der Landstreicher. Dabei gibt er Johannes, beinahe hätte der einen Freudensprung getan, gleich zwei der so begehrten Banditenkarten. Schnell steckt sie Johannes in seine Tasche. Nun aber möglichst unauffällig fort von hier, damit niemand auf den Jungscharler und die beiden Landstreicher aufmerksam wird.

Im Jugendraum treffen sich um 17 Uhr alle Banditenjäger der Jungschar. Nur der „große Jungscharleiter“ kommt etwas später, ausnahmsweise, sonst ist er immer die Pünktlichkeit in Person. Die Jungen singen derweil schon ihr Leib und Magenlied, vom kleinen Katatinka, der so allein ist und nach seiner Mama schreit:

„Mama ... Mama ... ich ... bin ... so ... allein ...

Mama ... Mama.“ Diesmal ist es fast gut, dass der Jungscharraum (nach ungeschriebenem Gesetz) im Keller liegt.

Plötzlich geht die Tür auf. Neben dem Jungscharleiter und hinter ihm drängen sich wilde, verwegene, seltsame Gestalten in den Raum. Die gefährlichen und gefürchteten Banditen und Kanonendiebe.

„Ach, der? Das gibt es doch gar nicht! Unmöglich!“ „Ich glaub', ich spinn' ...!“

So tönt es jetzt durcheinander im Jungscharraum. Manche Titulierung überhört man lieber.

Ohrenbetäubend wird das Gelächter aber erst, als die Verkleideten ihre Masken lüften, sich wieder in treue Mitarbeiter der Gemeinde und brave Familienväter verwandeln. Das Gelächter will kein Ende nehmen.

Endlich tritt Ruhe ein. Das Auszählen der Visitenkarten beginnt. Wer wird der „Kriminalist des Jahres“? Viele, auch Johannes, haben sich Hoffnung gemacht.

„Sieger wurde unser Martin und damit auch die Gruppe von Jörg!“

Was, der Martin, der stille Junge? Das hätten sie nicht gedacht. Doch es stimmt. Martin hat die meisten Karten und auch die schwierigsten bekommen.

Nach der Siegerehrung folgt das Lied vor der Andacht. Dann erzählt der Jungscharleiter. Er

erzählt von Leuten, die immer unzufrieden sind. Von solchen, die in der Angst leben, zu kurz zu kommen. Darum wollen sie auch irgendwie auffallen. Alles kommt dafür in Frage. Auffallen, nur auffallen, um jeden Preis. Und wenn dann nicht das Geld reicht, muss eben nachgeholfen werden. Alles dreht sich eben bei diesen Menschen um das Geld. Um viel Geld möglichst schnell zu haben, das beschäftigt ihre Gedanken.

Johannes, der Martin auch nicht so ganz freudig seinen Sieg gönnt, hört jetzt genauer hin. Hatte er nicht auch den Kopf immer voller Pläne? Was hätte er nicht alles gebrauchen können, was würde er sich nicht alles gern noch kaufen. Oft hatte er dann kein Geld. Bekam auch von seinen Eltern für seine Wünsche kein Geld. Hat er nicht erst gestern Abend noch ein erfolgloses Gespräch mit seinem Vater um Erhöhung seines Taschengeldes geführt?

Wie oft hat ihn schon der Gedanke überfallen: Runde doch die Beträge beim Einholen einfach auf ... Ob die Mutter überhaupt weiß, wie viel Geld sie im Portmonee hat ...? – Wie hatte noch Tante Gertrud beim letzten Geburtstag gesagt: „Geld muss man haben! Das ist neben der Gesundheit das Wichtigste und Erstrebenswerteste. Dann ist man was, hat überall Erfolg!“ Wovon sprach der Reinhold jetzt? Vom Reichtum des Wortes Gottes? „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes!“ heiße es da. Also nicht nach Erfolgen? Nicht nach dem Sieg?

Ist das nicht ein Leben ohne Freude? Ewig ein Zukurz-Gekommener!

Irgendwann muss ich mal mit unserem Jung-scharleiter darüber reden, denkt Johannes. Vielleicht ergibt sich bei dem Zeltlager in den Pfingst-ferien eine Gelegenheit.

Spukt es bei der Brunnenburg?

Die Tage bis zu den viel zu kurzen Pfingstfe-rien sind für Johannes wie im Flug vergangen. Fast alle Jungscharler haben von ihren Eltern die Erlaubnis bekommen, an der Fahrt teilzu-nehmen.

Dann beginnt das große Packen. Johannes' Rucksack füllt sich bedenklich an, obwohl er in einigen Tagen schon wieder zurück sein wird. Doch auf das kräftige Fresspaket von Mutter wird natürlich nicht verzichtet.

Johannes bekam heute Mittag beinahe noch Streit mit seiner Schwester Erika. Beim letzten Mittagessen vor der Fahrt besaß sie doch die Frechheit und sagte:

„Pah, wie ich den Johannes kenne, ist der schon bald wieder hier!“

Er fragte sie ärgerlich, wie sie denn zu so einer ungeheuerlichen Behauptung komme. Das sei eine Beleidigung, das ließe er sich nicht bieten.

Ihr Glück, dass er, Johannes, so ein großer Kinderfreund sei!

„Ja“, sagte Erika, „weißt du denn gar nicht, dass es an der Brunnenburg bei Vollmondnächten im Juni spukt? Da geht doch der alte schwedische Oberst um, der damals im Dreißigjährigen Krieg mit seinem Pagen zusammen die Kriegskasse versteckte. Niemandem hat er verraten, wo sie verborgen war. Als seine Verfolger ihn dann foltern wollten, ist er irgendwie verschwunden. Viele Leute haben ihn schon umgehen gesehen. Alle, die ihn dann in die eingefallenen unterirdischen Gänge verfolgten, sollen nicht mehr lebendig gesehen worden sein.“

„Hör auf!“, rief Johannes etwas zu laut, „das sind doch alte Märchen. Ohne Mama traut ihr euch ja bei Vollmond nicht aus dem Haus. Aber wir ... wenn wir den Oberst erwischen, muss er uns seinen Schatz herausrücken. Das gibt was für unsere Jungscharkasse. – Und den alten Oberst, den machen wir zum Ehren-Jungscharler. Auf Spukzeit!“

Johannes konnte sich schon genau vorstellen, wie das ablaufen werde, und war sich seines Mutes sicher. Erika blieb dabei jedoch völlig ungerührt:

„Wir werden es ja sehen, ob du bis zum Ende des Lagers bleibst. Spar dir deine großen Worte lieber für später auf!“

Mutter konnte den Streit noch schlichten.

Auf zur Brunnenburg

Es ist ein herrlicher Vormittag. Der blaue Himmel verspricht ideale Bedingungen für das Lager.

Am Fuße der Lahnhöhe, dort, wo der Fahrweg sich zur Ruine hinaufschlängelt, wird es lebendig. Nach und nach treffen die von ihren Eltern mit Autos gebrachten Jungscharler ein. Viele von ihnen kommen zum ersten Mal auf ein Lager. Der Jungscharleiter begrüßt freundlich die Eltern. Doch er ist fest entschlossen: Auf unsere Wiese kommen heute nur Jungscharler und nicht die Eltern.

Es gelingt ihm wirklich; er kann alle Neugierde auf den letzten Abend verträsten. Da sind auch die Eltern mit zum Lagerfeuer eingeladen.

Schnell eilen die Jungscharler hinauf. Viele von ihnen waren schon in Spanien oder Jugoslawien, in Schweden und Norwegen, aber noch nie hier an der Lahn. Sie kennen noch nicht die alte Klosterruine der Brunnenburg mit dem wunderschönen Blick in das Lahntal. „Toll hier“, sagt Jörg, der Häuptling, „– wird ganz große Klasse werden!“ Seine Leute pflichten dem begeistert bei.

„Alle mal herhören!“ Um Reinhold versammelt sich die ganze Schar. „Seht ihr da die vier Pakete aus schwarzen Zeltbahnen?“

„Na klar, wir kennen doch Zeltbahnen“, tun sich einige hervor.

„Also, wir beginnen jetzt unseren Gruppenwettkampf. Vierzig Punkte für die Gruppe, deren Zelt als erstes steht. Selbstverständlich ohne Falten, wir wollen ja keine Vorhänge aufbauen. Auf geht's!“

Rolf, der Häuptling von Johannes, teilt seine Mannen ein:

„Günter, du knüpfst die Bahnen zusammen, Johannes und ich gehen in den Wald und holen die Zeltstangen, Manfred sucht Heringe, Fritz und Heinz, ihr schneidet und bindet das Zeltkreuz!“

Bald sind alle auf der Wiese beschäftigt. So ein Lager einmal selbst aufzubauen, bereitet einfach einen Riesenspaß.

Mit Säge, Beil und Fahrtenmesser wird gearbeitet.

Es wird geknüpft, gehämmert, gebunden. Allmählich werden die ersten Zelte hochgezogen, und die Wiese nimmt die deutliche Gestalt eines Zeltlagers an. Eigentlich klappt es mit dem Aufbau sehr gut.

Nur Michaels Zelt, es ist zum Lachen, will und will nicht Form annehmen. Immer, wenn er und seine Leute an das Spannen gehen wollen, haut es einfach nicht hin.

Reinhold, der Jungscharleiter, kommt mit seinen Zeltstangen aus dem Wald. Als er Michaels vergebliche Anstrengungen sieht, ruft er über den Platz:

„Michael, was baut ihr denn da für ein Unikum?“

„Seht mal“, spottet Johannes, „das ist das neue Zeltmodell: Marke zerquetschte Eierpflaume!“

„Michael, wie viel Zeltbahnen habt ihr denn eigentlich?“

„Selbstverständlich fünf, Herr Lang“, kommt die Antwort.

„Fünf??? Jetzt weiß ich auch, Dietrich, wer unsere vierte Bahn kassiert hat. Knüpft die fünfte Bahn mal schön wieder ab und gebt sie zu unseren Sachen!“

„Das gibt es auf keinem Schiff“, hört man aus dem Zelt eine Stimme sagen, unverkennbar der lange Klaus. Ein Schrei folgt, denn das Zeltkreuz und die Spitzen der Zeltstangen schlagen Michael auf die Füße. Er beginnt einen wahren Kriegstanz aufzuführen. Es gibt zwischen den beiden aber keine lange Debatte über die Schuldfrage an dieser Panne. Sie wollen die verlorene Zeit aufholen.

Jörgs Gruppe hat die ersten vierzig Punkte ergattert. Faltenlos steht das schwarze Zelt. Rolf und Johannes belegen mit ihren Freunden den zweiten Platz.

Beide Gruppen beginnen dann mit dem Aufbau von Indiacafeldern. Im Lager soll ja auch noch der Jungschar-Meister ermittelt werden. Hier wird es sicher viele spannende Spiele geben.

Wieder versammelt der Leiter seine Jungen um sich. „Ihr wisst es ja und habt es auch bemerkt, wir haben im Pfingstlager keine Mütter zum Kochen bei uns. Hört nun Aufgabe Nummer 3: Jede Gruppe stellt zwei Mann, die eine Feuerstelle bauen und auch das Abendessen für die Gruppe kochen. Ich bin gespannt, welche Gruppe hier gewinnen wird.“

„Was sollen wir denn kochen?“, fragt ängstlich der dicke Paul. Man hört seine Angst heraus, er könne bei der Verpflegung zu kurz kommen. Wie wird er in vier Tagen vor seinen Eltern erscheinen? Hoffentlich nicht als ein Strich in der Landschaft.

„Keine Angst, Paul, ihr holt euch von Dietrich alle Zutaten. Es gibt heute Abend Nudeln und Gulasch, außerdem natürlich noch Brote und Tee! – Die übrigen Männer der Gruppen beginnen schon mit Indiac!“

Neben den zerklüfteten Resten der alten Klosterkirche beginnen die zukünftigen Meisterköche ihre Arbeit. Zuerst werden natürlich die Feuerstellen gebaut und Holz herangeholt. Dann werden die Hordentöpfe mit den Zutaten abgeholt.

Es gibt die verschiedensten Arten von Feuerstellen. Johannes, freiwilliger Koch seiner Gruppe, feuchtet erst seinen Finger an, um die Windrichtung zu ermitteln. Jetzt weiß er, wie er sein Feuer anlegen muss.

Der lange Klaus hat auch Kochdienst übernommen. Er will die Panne vom Zeltbau wiedergutmachen. Ganz schnell will er das Essen fertig haben. Zwei Stecken hat er oben zusammengebunden, in die Erde gerammt und den Topf an einem Strick dazwischen aufgehängt.

Dann macht Klaus Feuer. Und was für ein Feuer! Ein richtiges Riesen- und Höllenfeuer, dass es nur so prasselt. Hoch schlagen die Flammen am Hordentopf vorbei. Noch mehr Holz schiebt Klaus nach, bis zum Boden des Topfes reicht das Holz. Wenn das nichts wird! Klaus ist ganz stolz auf sich selber. Diesmal wird seine Gruppe die vierzig Punkte erringen. Wie soll der Ehrentitel lauten? Meisterkoch der Brunnenburg.

Auf den Indiacafeldern geht es in der Zwischenzeit hoch her. Indiacas, das ist das Spiel ihrer Jungschar. Klaus kann das Spielgeschehen vom Feuer aus beobachten. Seine Gruppe führt mit nur zwei Punkten.

Anschlagwechsel!

Klaus feuert seine Leute an, er schreit über den ganzen Platz. Er gibt seine Anweisungen, taktische Ratschläge von der höheren Küchenwarte.

Seinen Helfer hat er neues Holz holen geschickt; aber seinen Topf mit den kochenden Nudeln hat er völlig vergessen. Klaus sieht nicht, wie eine kleine Flammenzunge am Strick einmal herauf- und herunterleckt. Erst als es einen Schlag gibt und ein lautes Zischen, fährt der Unglücks-

koch herum. Er sieht noch eine weiße Dampf-
wolke, aus der Feuerstelle rinnt etwas Wasser heraus.
Die Nudeln liegen auf dem dampfenden Holz in
der Asche!

Binahe hätte der lange Klaus losgeheult.

Johannes, sein Nachbarkoch, ist aber gleich
zur Hilfe bereit. Natürlich, der erste Platz ist ver-
heizt. Johannes und sein Helfer können diesmal
als erste melden: Essen! Herr Lang kostet und
lobt alles, Nudeln, Gulasch und den Tee.

Nun sitzen alle Jungscharler in der großen Run-
de. Die Kochfeuer sind gelöscht, langsam zieht
die Dämmerung herauf. Auch Paul kommt mit
seinem Topf. Stolz ist er. Spezial-Gulasch hat er
gekocht. Spezialitäten brauchen eben mehr Zeit.
Er hat Szegediner-Gulasch erstellt.

Gespannt sehen alle auf Paul und seinen Topf.
Feierlich lüftet er den Deckel. Der Jungscharleiter
steht zum Kosten bereit. Paul geht mit seiner Kel-
le in den Topf. Eine zähe, breiige Masse fließt von
der Kelle. Der Jungscharleiter kostet und verzieht
etwas seinen Mund, dann hat er sich wieder in
der Gewalt.

„Paul, sag mal, wie nennst du das Essen?“

„Szegediner-Gulasch, das weiß doch jedes
Kind!“

„Etwas eigen im Geschmack, das muss ich
schon sagen, wie hast du das Essen denn zube-
reitet?“

Paul strahlt seinen Jungscharleiter an:

„Wasser in den Topf, Nudeln rein, Gulaschdoseninhalt rein, kochen lassen, umrühren!“ Paul strahlt und ist sich seines Sieges gewiss.

Die Jungen sehen wieder auf ihren Leiter, was wird er jetzt sagen?

„Ja, lieber Paul, du könntest dir dein Essen patentieren lassen. Du musst dein Rezept nur der Firma Henkel schicken, die wird sich ehrlich freuen, denn so einen guten Tapetenkleister haben die noch nicht erfunden!“ Pauls Gesicht verzieht sich. Er kostet jetzt selber und spuckt alles gleich wieder aus. Sein Gesicht spricht Bände.

Die Jungen lachen, dass es nur so von den alten Mauern der Brunnenburg widerhallt. Paul kostet nochmal und fängt dann auch an zu lachen. In ihm steigt aber in diesem Augenblick eine grenzenlose Hochachtung vor seiner Mutter auf.

Eigentlich hatte er noch nie darüber nachgedacht. Es war für ihn immer selbstverständlich, jeden Tag das gute und pünktliche Essen.

Während die anderen sich beruhigt haben und essen – die Gruppe von Paul erhält reichlich von den anderen Gruppen –, erklärt Reinhold, dass Nudeln in kochendes, sprudelndes Salzwasser geschüttet werden, sonst gibt es eben solch einen Kleister.

Paul beschließt: Wenn ich nach Hause komme, werde ich zuerst in die Küche gehen und Mutter einen ganz dicken Dankeskuss geben für all die

vielen Leckerbissen, die sie immer auf unseren Tisch zaubert. Mutter sein – Kochen – Haushalt, das erfordert wirklich viel Liebe, Mühe und Können.

Paul hat große Entschlüsse gefasst, und er wird sie auch ausführen!

Jungschar „Hermann von Wied“

In der Runde der alten Klosterkirche haben die Jungen ihre Feuerstelle gebaut. Bis es ganz dunkel geworden ist, singen sie Fahrtenlieder und Bekenntnislieder. Wie das in dieser alten Kirchenruine klingt!

Johannes ist ganz vom Geschehen in der Ruine gepackt. Da muss er plötzlich an den schwedischen Oberst denken. Ob an der Geschichte nicht doch so ein klein wenig Wahrheit ist? Alle Sagen und auch Gerüchte, so hat seine Großmutter doch neulich gesagt, haben einen wahren Kern. Auch dann die Sage von der Brunnenburg?

Wieder ist die letzte Strophe eines Fahrtenliedes gesungen. Der Mond steht am Himmel und sieht auf die Jungen am Feuer herab. Sie sitzen in ihren Trainingsanzügen und warten auf die Geschichte. Erzählen, das kann ihr Jungscharleiter. Seine Geschichten werden immer ein Höhepunkt.

Reinhold erzählt heute von einem jungen Reiter, einem Pagen beim König Gustav Adolf. Mit einem treuen Obersten versucht er, den Kriegsschatz des bei Lützen gefallenen Königs zu retten.

Sie kommen ins Lahntal. Noch steht das alte Kloster, die Brunnenburg.

Johannes merkt auf, das ist ja die Geschichte des schwedischen Obersten, so hat er sie noch nie gehört.

Wenn Reinhold, der Jungscharleiter, erzählt, ist man einfach ganz mit dabei, da reitet man selber mit dem Obersten und dem Pagen von Lützen durch halb Deutschland bis hier zur Brunnenburg. All die Abenteuer und Gefahren erlebt man mit.

Schade, denkt Johannes, dass ich einige Jahrhunderte zu spät geboren bin. Ja, damals konnte man noch etwas erleben. Sicher wäre er, der Johannes, Page beim Schwedenkönig oder Reiterbube beim Obersten geworden.

Ob der Schatz wirklich noch in den verschütteten Gängen der Brunnenburg liegt? Wo könnten ihn der Oberst und der Junge versteckt haben?

Natürlich, als die Erzählung am spannendsten wird, bricht Reinhold ab:

„Und wie es mit dem Obersten, dem Pagen und dem Schatz weitergeht, das werdet ihr dann morgen abend hören.“

„Ooooh – schade! Bitte noch fünf Minuten ...“,

betteln die Jungen, doch ihr Jungscharleiter bleibt fest.

„Wir singen jetzt noch vor der Andacht Psalm 119 Vers 9.“ Laut schallt das „Lieblingslied“ der Jungschar durch die Klosterruine:

Wie kann ein Junge seinen Weg unsträflich gehn,
wie kann ein Junge seinem Herrn gefallen? Wenn
er sich hält an Gottes Wort ...

Wir wollen jung sein und den Weg unsträflich
gehn, wir wollen jung sein und dem Herrn gefal-
len. Wir halten uns an Gottes Wort ...

Erwartungsvoll sehen nun die Jungen auf ihren
Leiter. Reinhold hatte für diesen Abend noch eine
Überraschung angekündigt. Nun kommen die
beiden Jungscharhelfer Reinhard und Dietrich
durch den zerfallenen Eingang der Kirche. Sie
tragen einen Wimpelspeer mit einem flatternden
Wimpel. Jetzt stehen sie neben dem Jungschar-
leiter.

„Wer von euch kann das Wappen auf dem
Wimpel erkennen?“, fragt Herr Lang. „Ja, das
stimmt; das ist ein Pfau, der auf goldenen und
roten schrägen Balken steht. Es ist das Wappen
der Fürsten von Wied. Von einem Mann aus die-
sem bekannten und berühmten Geschlecht will
ich euch heute Abend erzählen.“

Hermann von Wied war zur Zeit der Refor-

mation einer der mächtigsten Fürsten Europas. Reichskanzler des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Erzbischof von Köln und Bischof von Münster. Als Erzbischof von Köln gehörte er zu den Fürsten, die den Kaiser wählten. Karl der V. wurde nur durch Hermann von Wied Kaiser. Er hatte die Entscheidung bei den anderen Kurfürsten durchgesetzt. Eifrig wachte er über sein Gebiet. Er war es auch, der die ersten ‚Ketzer‘ verbrennen ließ.

Als fast Siebzigjähriger begegnet er dann Dr. Martin Luther auf dem Reichstag zu Worms. Er wird gepackt von der Persönlichkeit, der Ehrlichkeit dieses kleinen Mönches, der weder vor Papst noch Kaiser und Fürsten zittert. Die schreckliche Gefahr der Reichsacht und des Bannes schüchtern ihn nicht ein. Nur eins bestimmt sein Leben, er will gehorsam gegen Gottes Wort sein.

Das packt den Bischof. Zu Hause fängt er an, regelmäßig die Bibel zu studieren. Davon kommt er nicht los.

Wir wissen ja, dass es bis dahin noch keine deutschen Übersetzungen der Bibel gab. Somit konnte sie nur von studierten Priestern und Bischöfen verstanden werden. Hermann von Wied sieht deutlich, dass das niedergeschriebene Wort Gottes viel zu geringe Bedeutung im Leben der Menschen gewonnen hat. Er erkennt: Hier liegt der größte Schatz für alle Menschen verborgen. Der muss bekannt gemacht werden, die Leute

müssen es hören. Aus seinem eigenen Vermögen bezahlt er Prediger, die das Wort Gottes verständlich und klar in deutscher Sprache predigen.

Das gibt natürlich gewaltige Erregung im Kölner Land. Besonders einige der Domherrn sind sehr aufgebracht. Hermann von Wied wird gemahnt und ermahnt. Alte Freunde kommen und sagen, er könne ja im Verborgenen glauben, wie und was er wolle, aber ... Der Kaiser schickt an seinen alten Vertrauten geheime Botschaften. Doch Hermann von Wied lässt sich nicht beeinflussen noch einschüchtern.

„Ich kann doch nicht gegen mein Gewissen handeln!“ – Könnt ihr euch noch an die Andacht vom großen Banditenspiel erinnern? Wie hieß da der Leitsatz?“

Johannes gibt die Antwort: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes!“

„Was denkt ihr, hat Hermann von Wied getan?“, erzählt Reinhold weiter. „Ob er wohl nur noch heimlich bei Gottes Wort blieb? War ihm Zweiter Mann im Kaiserreich und Freund des Kaisers zu sein das Größte? Nein, Hermann von Wied blieb beim Wort Gottes. In die Reichsacht haben sie ihn getan, der Papst schickte den Bannfluch, als Erzbischof haben sie ihn abgesetzt. Ein neuer Mann trat an seine Stelle.“

Dem alten Mann mit dem Hunger nach Gottes Wort blieb nur die Burg seiner alten Familie. Hier herrschten jetzt mittlerweile seine Vettern. Er, der

gewaltige Fürst, wurde Gast in der Burg im Westerwald.“

Das Lagerfeuer ist fast abgebrannt. Still und nachdenklich sitzen die Jungen beisammen.

„Das war ein Mann“, sagt plötzlich einer, „ein Mann, der glaubte und vertraute, völlig vertraute.“

Einer, der den größten Schatz gefunden hatte, von dem er sich um keinen Preis trennen wollte. Arm geworden an Macht, Gewalt und Ansehen; reich an Jesus Christus. Diesen Reichtum konnte Hermann von Wied niemand abnehmen.

„Ihr Jungen“, so kommt die Frage des Jungscharleiters in die Stille, „wollen wir, diesem Mann zur Erinnerung und zum Vorbild für unsere Jungschar, den Namen ‚Hermann von Wied‘ annehmen?“

„Ja, das wird unser Name, das ist unser Mann!“ So rufen sie fast alle wie aus einem Mund.

„Wir wollen seinen Namen und sein Wappen führen!“

Überfall

Es ist jetzt Nacht, kalte, klare Mondnacht. Der Mond steht zwischen den Trümmern der Klosteranlage.

Johannes hat seine Wache begonnen. Nur eine Stunde hat er, aber das reicht auch. Johannes denkt an seinen schönen, warmen Schlafsack. Der liegt jetzt im Zelt und wartet auf ihn.

Wie die Zeit doch so schrecklich langsam vergeht, wenn man Wache hat. Es ist alles so unheimlich still. Auch das Käuzchen, das noch während des Lagerfeuers gerufen hatte, ist verstummt.

Die schwarzen Zelte heben sich von der Wiese klar ab. Im Wald müssten sie stehen, denkt Johannes, da würde man sie überhaupt nicht sehen. Eine Wache wäre dann auch unnötig. Er stellt sich vor, wie jemand das Lager überfallen will und die Zelte nicht findet. Die ganze Nacht sucht er vergeblich. Oder er fällt gar über eines der Zelte und wird sogleich gepackt.

Johannes geht seine Runde. Da muss er wieder an den Mann der Jungschar denken, an den so klar entschiedenen Hermann von Wied. Ob er, Johannes, sich wohl auch so verhalten würde? Wenn es darauf ankommt, alles für den Glauben und das Bekenntnis dranzugeben? Er versucht ganz ehrlich zu sein, hätte er das wirklich gekonnt und getan?

Bei der Aufnahme in die Jungschar sagte er:

„Mein Leben soll dem Herrn Jesus Christus gehören ...“ Er hat das ernst gemeint. Aber dass das solche Folgen haben kann?

Es ist immer noch so still auf dem Lagerplatz.

Auf einmal fängt er an zu beten: Er spricht einfach mit Jesus. Das geht hier viel einfacher als zu Hause.

„Herr Jesus, mach mich doch ganz froh über das Geschenk, dein Kind zu sein! Ach Herr Jesus, du kennst mich, gib mir doch Treue und Liebe in mein Herz!“

Beim „Amen“ fällt sein Blick wieder auf die Ruine. Da muss er auch an den Obersten und den Pagen denken. „Und Herr Jesus, die Angst, die nimm doch auch von mir!“, betet er weiter. Das „Amen“ diesmal kommt etwas lauter aus seinem Mund. Fast wäre er vor seiner eigenen Stimme erschrocken.

Da regt sich doch etwas in eines der Zelte. Johannes erschrickt kaum, denn aus den eigenen Zelten kann ja keine Gefahr kommen. Beim genaueren Hinsehen erkennt Johannes auch den Jungen, der aus dem Zelt gekrochen kommt: Martin! Was will der denn?

„Hermann“, ruft er ihn an. „Von Wied“, kommt die Antwort zurück. „Weißt du, Johannes, ich habe so schrecklich kalte Füße, darum kann ich nicht mehr schlafen. Soll ich mit dir die Wache halten?“

Über jeden anderen hätte sich Johannes gefreut, doch Martin kann er nicht so recht leiden. Beim Banditenspiel hatte er ja auch vor ihm gewonnen. Darum sagt Johannes gleich:

„Das geht nicht, wir haben doch alle Einzelwa-

che. Lauf doch einmal um das ganze Ruinengelände, dann sind deine Füße wieder warm, und du kannst weiterschlafen.“

Martin trabt willig davon.

Im gleichen Augenblick hört Johannes noch andere Schritte, da kommt doch wirklich jemand aus dem Wald heraus auf die Wiese! Johannes blickt wach auf die Gestalt und geht ihr etwas entgegen. Es ist ein Mann, nur, ein Fremder. Johannes nähert sich ihm weiter.

„Was wollen Sie hier? Hier schläft unsere Jungschar. Bitte machen Sie keinen Lärm und verlassen Sie sofort unser Lager!“ Johannes hat keine Angst, und seine Stimme ist ganz ruhig.

„Guten Morgen“, sagt der Mann, „was bin ich froh, noch einen wachen Menschen zu finden, der mir vielleicht helfen kann. Ich muss nämlich ganz schnell nach Frankfurt fahren und kenne mich hier gar nicht aus. Wo ist denn der nächste Bahnhof?“

Johannes sieht auf seine Uhr. Es ist jetzt zwei Uhr fünfunddreißig! „Ja, ich weiß auch nicht, wann hier ein Zug fährt. Der Bahnhof ist dort unten im Lahntal. Gehen Sie hier über die Wiese, durch das Gebüsch und halten Sie sich dann rechts! Da führt ein Fußweg in das Tal.“

„Hoffentlich finde ich den Weg, und hoffentlich kommt auch bald ein Zug“, antwortet der Fremde.

„Ich führe Sie zu dem Fußsteg, ich habe ja

noch etwas Zeit“, sagt Johannes freundlich. Er geht, obwohl ihm das Anliegen des Fremden sehr eigenartig vorkommt. „So“, sagt Johannes, „jetzt müssen Sie dort entlang gehen! Dort liegt im Tal Laurenburg und der Bahnhof.“

Der Fremde aber bleibt stehen und sagt zu dem erstaunten Johannes:

„Was bist du doch für ein Nachtwächter! Meinst du wirklich, ich wollte um diese Zeit zum Zug nach Frankfurt? Du bleibst jetzt hier schön stehen und versprichst mir, nicht abzuhausen!“

Johannes könnte sich für seine eigene Dummheit ohrfeigen. Doch das ändert jetzt nichts mehr an seinem Fehler. Er ist wohl die trübste Tasse seiner Jungschar.

Doch es kommt alles plötzlich ganz anders. Eine Stimme ruft:

„Los, Johannes, pack ihn dir, ich komme von hinten!“ Martin, der Retter mit den kalten Füßen!

Der fremde Mann will auf dem Weg in das Tal entkommen. Die beiden Jungen rufen ihr „Alarm“ durch die Nacht und nehmen die Verfolgung auf.

Auf dem Lagerplatz wird es jetzt auch lebendig und laut. Einige Kracher knallen den Jungen, die aus ihren Zelten eilen, um die Ohren.

Herr Lang leitet seine Scharen, gibt seine Anweisungen an die einzelnen Häuptlinge. Der, der die Kracher geworfen hat, muss ja noch in der Nähe sein.

Nur einer bleibt in seinem Zelt zurück: der lange Klaus. Seinem Bruder Michael ruft er zu: „Ich bewache Lager und Gepäck!“

Aufgrund seiner Länge kann er zwischen Abdeckplane und Zeltbahn nach draußen sehen und alles überschauen. Von dort aus gibt er seine Anweisungen. Er fühlt sich wie auf dem Feldherrnhügel. Wie der Lagerleiter. Dabei bemerkt er aber gar nicht, wie eine dunkle Gestalt in sein eigenes Zelt hereinkriecht und in einem Schlafsack verschwindet. Klaus hat eben nur „Weitblick“.

Johannes und Martin haben in der Zwischenzeit weiter den Fremden verfolgt. Der läuft bis zu einer Bank auf einem Aussichtsplatz. Dort bleibt er stehen.

Die beiden Jungen werden langsamer, sie überlegen. Was wird es jetzt geben? Was sollen wir tun? Was wird er tun? Martin stößt hervor:

„Einkreisen – von hinten und von vorn!“

Doch bevor sie ihren Plan ausführen können, sagt der Fremde:

„Erkennt ihr mich denn nicht? Ich bin doch der Robert!“ Da werden Martin und Johannes froh. Robert, das ist doch der Jungscharleiter aus Dienenthal.

„Gibst du dich jetzt gefangen? Kommst du mit uns zum Lager?“

„Ja“, sagt der, „ihr habt mich ja wirklich ganz schön hereingelegt. Ich hatte schon gedacht, Johannes, du hättest allein die Wache, und du

wärest auf meine dumme Geschichte hereingefallen. Ihr wart beide wirklich ein gutes Gespann!“

Johannes und Martin sehen sich stumm an. Es kommt ihnen wie ein Freundesschwur vor. Zu langen Reden ist im Augenblick keine Zeit. Johannes und Martin sind Freunde geworden.

Stolz gehen sie mit ihrem „Gefangenen“ zum Lagerplatz zurück. Dort brennt wieder das Lagerfeuer. Sofort hatten es die ersten Jungen, die aus den Zelten stürzten, angesteckt.

Der „Gefangene“ und der Jungscharleiter begrüßen sich. Das war also wieder ein abgekartetes Spiel gewesen, stellt Johannes fest. –

„Ihr wart sehr gut“, sagt Robert, „besonders eure Wache, nur, den zweiten Mann habt ihr noch nicht, den findet ihr auch nicht!“

„Das wäre ja gelacht!“

„Den finden wir auch noch. Los, ihr Männer!“, ruft der Jungscharleiter, „wir suchen noch einmal gründlich die Ruine und das Gebüsch ringsherum ab.“

Mit Feuereifer sind alle, bis auf Klaus, wieder bei der Suche. Jetzt hat keiner mehr versteckte Angst.

Doch alles Suchen bleibt vergeblich. Eine Gruppe nach der anderen kehrt zum Lagerplatz zurück. Schade! Aber wo kann sich der Mitarbeiter von Robert nur so schnell und so gut versteckt haben?

Sollte er sich vielleicht in den Kellergängen der Ruine verkrochen haben? Aber das im Dunkeln und so schnell?

Plötzlich geht ein durchdringender Schrei über den Lagerplatz. Das Echo klingt aus dem Wald zurück. Was war das? Der Schrei kam doch aus eines der Zelte!

„Das war mein Bruder, der Klaus!“, ruft Michael aus.

Doch da kommt der lange Klaus auch schon angestürzt. Er rennt, als ob es um Leben und Tod gehe.

„In meinem Schlafsack“, er ist völlig außer Atem, „in meinem Schlafsack liegt schon einer drin!“

Einen Augenblick herrscht völlige Stille unter den Jungen.

„Das ist es! Wir haben jetzt auch Nummer zwei!“ So ruft Johannes und rennt zu dem Zelt, aus der Klaus gekommen ist. Wirklich, im Schlafsack von Klaus steckt Gerhard, der Mitarbeiter von Robert.

Er fängt an zu erzählen:

„Nun, die Geschichte war ganz einfach, ich hatte mich hinter dem Zelt versteckt, als ich die Kracher auf den Lagerplatz geworfen hatte. Ihr seid alle auf den Platz gestürmt. Da dachte ich mir, am sichersten bist du in einem der Zelte. Dann hörte ich die Reden des langen Klaus, und während er von oben seine weisen Ratschläge

gab, bin ich ganz leise in sein Zelt hineingekrochen und auch in einen der Schlafsäcke!“

Dieser Bericht löst ein Gelächter der Jungscharler aus. Einige lachen noch, als sie schon längst wieder in den Schlafsäcken liegen.

Der nächtliche Überfall an der Brunnenburg wird noch lange Gesprächsthema der Jungschar „Hermann von Wied“ bleiben.

Das große Spiel beginnt

Nach der ereignisreichen, aber kurzen Nacht folgt ein herrlicher Morgen und ein sonniger, heißer Tag.

Eigentlich hat das Pfingstlager einen Zielgedanken von Reinhold, dem Jungscharleiter, schon nach wenigen Stunden erfüllt. Die alten und neuen Jungscharler haben sich zu einer guten Gemeinschaft zusammengefunden. Bibelarbeit, Singen und Spielen, die Wettkämpfe der Gruppen helfen, sich gegenseitig zu verstehen und anzunehmen.

Für heute nachmittag ist nun das große Spiel angekündigt, das von allen Jungen mit ganz großer Spannung erwartet wird. Diesmal geht es natürlich nicht wieder um Kanonendiebe. In einem auf dem Messtischblatt abgegrenzten Waldgelände wird an diesem Nachmittag ein Werk-

spion einem Agenten eines fremden Staates Unterlagen übergeben. Dafür erhält er zwei Taschen mit Geld.

Aber hinter diesem Agenten und dem Werkspion sind noch andere Gruppen her. Jede dieser Gruppen wird von einer Zeltmannschaft gestellt. Es gilt, den Spion und den Agenten zu stellen, das Geld abzunehmen und den anderen Gruppen zuvorzukommen.

Inzwischen läuft das große Spiel schon über eine Stunde. Nochmals lässt sich Johannes die Spielidee genau durch den Kopf gehen, um keinen Fehler zu begehen. Leise schleicht er jetzt durch den Wald. Seinen Kopf hat er mit Tannengrün getarnt. Er fühlt sich wie ein alter Kriegshäuptling der Siouxindianer.

„Uff, uff!“, stöhnt Johannes kaum hörbar vor sich hin. Wenn es doch heute nur nicht so schrecklich heiß wäre! Jetzt müsste man im Freibad sein oder eine Riesenflasche eiskalter „Limo“ vor sich stehen haben.

„Da, in dieser Schonung werde ich mich erstmal verstecken“, denkt Johannes. „Von hier kann ich einen Weg und das tieferliegende Waldstück gut beobachten.“

Johannes fährt hoch. Beinahe wäre er doch wahrhaftig eingeschlafen! Nach der Aufregung von heute Nacht kein großes Wunder. Er sieht auf sei-

ne Uhr. Schon seit einer halben Stunde liegt er hier in dem niedrigen Wald. Jetzt wird es aber Zeit, wenn er noch seine Gruppe erreichen will. Rolf hatte nämlich mit seinen Leuten einen Treffpunkt nach zwei Spielstunden verabredet. Da wollen sie Beobachtungen austauschen und planen, wie sie sich im weiteren Spielverlauf verhalten werden.

Gerade will Johannes aufspringen, da hört er plötzlich in der Stille des Waldes das Tuckern eines Dieselmotors. Wer fährt denn hier Sonntag nachmittag durch den Wald? Ist das überhaupt erlaubt?

Moment mal: Kann das nicht auch der Agent oder der Spion sein? Fährt denn nicht der ältere Bruder des Jungscharleiters einen Diesel? Das wäre ja – Johannes wagt gar nicht zu Ende zu denken – das wäre ein sagenhaftes Glück, wenn nun die Übergabe der Dokumente hier ganz in seiner Nähe stattfinden sollte; wenn er sie an Ort und Stelle miterleben würde.

Nun ist Johannes hellwach. Vorsichtig, um ja nicht gesehen zu werden, kriecht er näher zu dem Waldweg vor. Das Auto mit seinem Motorgeräusch ist nicht mehr zu hören. Irgendwo in der Nähe muss sein Fahrer es abgestellt haben. Johannes hört jetzt Türenschnallen.

Endlich hat er eine Stelle mit recht guter Aussicht gefunden. Wenn es nötig wird, kann er schnell auf die Straße springen.

Da hört er auch schon leise Schritte auf dem Waldweg.

Ein kleiner, schwarzhaariger Mann kommt schnell näher. Eine Aktentasche unter dem Arm, sieht er sich hin und wieder plötzlich um. Dafür hat Johannes natürlich Verständnis. Wird ihm aber nicht viel helfen, denkt er. Johannes, den Meisterspäher der Jungschar, wird er nicht entdecken, wenn er ihm auf den Fersen bleiben wird.

„Wenn ich doch nur noch einen zweiten Mann bei mir hätte. Wäre ich doch nur nicht allein losgezogen.“

Schade, dass Martin in einer anderen Gruppe ist. Den hätte er jetzt gern bei sich gehabt. Das wäre gleich eine Bewährung der neuen Freundschaft geworden.

Als der Fremde außer Sichtweite ist, kriecht Johannes an den Wegrand, richtet sich auf und beginnt seine Verfolgung. Sorgsam achtet er darauf, möglichst alle Geräusche zu vermeiden.

Hinter einer Biegung des Weges erwartet ihn eine Überraschung. Hier kreuzen sich mehrere Waldwege. Dabei befinden sich zwei für Wanderer aufgestellte Bänke. Der Fremde geht auf eine Bank zu, auf der schon eine andere Gestalt sitzt. Der Mann mit der Tasche wird also bereits erwartet. Diesmal hat Johannes die rechte Spürnase gehabt. Den sechsten Sinn sozusagen.

Jetzt aber schnell die anderen der Gruppe herbeigeht. Gerade noch einmal auf die Uhr geschaut ... unmöglich ... das kann und darf doch nicht sein! Seine Uhr zeigt immer noch dieselbe Zeit an wie eben. Seine Uhr ist stehen geblieben!

Wenn er jetzt zu der „dicken Buche“, ihrem verabredeten Treffpunkt eilt, dann ist da sicher niemand mehr zu finden. Sicher sind sie alle schon wieder unterwegs.

Höchstens eine Botschaft werden sie für ihn dagelassen haben.

Was nun tun? Soll er sich auf die beiden stürzen? Das wird zu riskant sein.

Vielleicht lockt er dann nur eine der anderen Gruppen herbei, und die hat dann den Erfolg, er aber das Nachsehen!

Doch halt, wie war es nochmal in der Spielerklärung gesagt worden? Danach handelt es sich doch um zwei Aktentaschen! Da der fremde Mann – sicher ein Bekannter oder ein Freund des Jungscharleiters – aber nur eine Aktentasche bei sich gehabt hat, muss ... irgendwo anders noch die zweite Tasche sein. Johannes hält vor Aufregung fast den Atem an. Das wird nun wirklich seine große Stunde.

„Wenn der Fremde nicht schon an einen anderen Mitspieler eine Aktentasche übergeben hat, dann dürfte ich sie gleich in den Händen halten.“

Schnell und fast lautlos geht Johannes den

Waldweg zurück, den der Mann eben gekommen ist. Nach einigen Metern fängt er an zu laufen. Auf einer Lichtung, neben einem Verbotsschild für Kraftfahrzeuge, steht der Wagen. Hinter dem Fahrersitz – ja, es ist keine Einbildung, keine Fata Morgana – liegt eine weitere Aktentasche.

Johannes probiert die Wagenschlösser. Es ist fast zu viel für seine angespannten Nerven, die letzte Tür, die Tür hinter dem Beifahrersitz, ist nicht verschlossen.

Johannes packt die Tasche.

„Ich habe die zweite Aktentasche! Hurra, hurra!“, so möchte er am liebsten schreien. Doch das lässt er besser bleiben, jetzt aber weg, nichts als weg von hier. Nur ja nicht im letzten Augenblick noch von einer anderen Gruppe oder dem Spion oder Schmuggler erwischt werden! Ganz schön schwer, die Aktentasche. Ich bin mal gespannt, was der Reinhold da alles hat einpacken lassen.“

Johannes wirft noch einen Blick auf den Wagen zurück. Er hat eine Zulassungsnummer vom Zoll, und beinahe hätte Johannes doch noch laut aufgelacht, da klebt doch ein ovales Schild an dem Wagen: „CD“ – Corps Diplomatique!

Ganz toll, diese Tarnung. Das große Spiel der Jungschar ist wirklich bis zum letzten durchdacht.

Dann beginnt Johannes zu laufen, die Tasche unter dem Arm. Sollte eine andere Gruppe ihn

aufhalten wollen, wird er diese Hindernisse einfach überrennen. Irgendwo muss er ja auch auf Jungen seiner Gruppe stoßen. Wenn er nur die Wiese vom Lagerplatz erreicht! Dort darf ihn niemand mehr angreifen und die Aktentasche abnehmen.

Hoppla, da wäre er doch beinahe noch auf ein Auto geknallt! Was steht denn hier im Wald für ein altes Blech herum? Sollen die mit ihren Benzinkutschen auf Straßen und Wanderparkplätzen bleiben.

„EMS – CU 27“ liest er im Ausweichen und Vorbeihasten. Die Nummer sagt er für alle Fälle einige Male vor sich her, denn so einem Jungscharleiter kann man im Spiel nie ganz trauen. Vielleicht ist das noch eine Überraschung, und es wird eine kleine Aufgabe daraus?

Die Taler von der Brunnenburg

Ungesehen und ohne weitere Schwierigkeiten erreicht Johannes den Lagerplatz bei der Brunnenburg. Der liegt jetzt ganz leer und verlassen. Alle Jungen sind zum großen Spiel ausgeflogen. Sie jagen Spion und Agent, kriechen durch Schonungen und Dickichte, beobachten alles, was da im Wald krecht und fleucht.

Auch Reinhold ist nicht in seinem Zelt. Sicher-

lich geht er als Schiedsrichter durch das Spielgelände.

Johannes kriecht zunächst mal in das Zelt seiner Gruppe. Hier fühlt er sich sicher und zu Hause. Das war vielleicht ein Lauf! Die alte Aktentasche hat wirklich ein ansehnliches Gewicht. Was der Reinhold bloß wieder eingepackt hat? Altes Blei oder so? Hat ja beim Laufen richtig „geklingelt“.

Johannes macht die Tasche auf, greift hinein und hat etwas Verpacktes, Hartes in der Hand. Nun treibt ihn noch mehr die Neugierde. Er packt eines der kleinen Päckchen aus.

Das ist doch nicht möglich!? Das ist ja Geld. Hartes Geld. Ganz alte Taler, so nannte man doch solche Stücke. Er hat alte Taler in der Hand, und die ganze Tasche ist voll davon.

Mühsam fängt Johannes an, die Umschrift zu entziffern. Da steht eine Jahreszahl: „1622“.

Und was steht da noch? Er buchstabiert die alte Schrift: „CHRISTIAN – HERTZ. ZV BRAVNSCHW. V. LVNEB.“

Christian – Herzog zu Braunschweig V. – das muß doch dann wohl ‚und‘ heißen – zu Braunschweig und Lüneburg

Und was ist da abgebildet: Ein gepanzerter Arm hält ein Schwert in die Höhe, auf dessen Spitze ein Hut, nein, wohl ein Barett, steckt.

„GOTTES FREVNDT – DER PFAFFEN FEINDT“ steht da doch auf dem alten Geldstück.

Kann das noch ein Spiel sein? Wie kommt denn der Reinhold zu solch alten Talern? Im Kopf von Johannes fängt es an, sich zu drehen und zu kreisen. Wie in einem Ameisenhaufen eilen seine Gedanken durcheinander.

1622?

„Das kann doch nur sein ...“ „Ich habe es!“, ruft Johannes laut über den Lagerplatz. Dass er nicht gleich darauf gekommen ist: ... der schwedische Oberst und seine Kriegskasse.

Ja, so ist es, das ist die einzige Erklärungsmöglichkeit. Die beiden Kerle haben irgendwie den sagenhaften Schatz der schwedischen Truppen des Königs Gustav Adolf gefunden. Vielleicht in einem der vielen mehr oder weniger verschütteten Gänge der alten Ruine?

Während sie hier ein Geländespiel mit ihrem Jungscharleiter und seinen Freunden machen, holen andere sich die Schätze aus der Ruine.

Johannes hat vor sich, in der Aktentasche und auf seinem Schlafsack, die Erfüllung der Träume ganzer Generationen von Schatzsuchern liegen. Er hat keine Ruhe mehr, bis er den ganzen Inhalt der Aktentasche auf seinem Schlafsack liegen hat. Dann beginnt er zu zählen. Genau einhundert Stück sind es!

Und wie er sie betrachtet, stellt er fest, dass sie alle aus dem Jahr 1622 sind.

Alle haben sie die gleiche Inschrift und zeigen das gleiche Bild.

Christian zu Braunschweig und Lüneburg? War das nicht der „Tolle Christian“, einer der Evangelischen Heerführer des schrecklichen Dreißigjährigen Krieges? So kurz haben sie ihn doch im Geschichtsunterricht erwähnt. Und jetzt hat er, Johannes, etwas aus dieser Zeit in seiner Hand. Etwas? Ein ganz schönes Etwas!

Welchen Wert wird wohl heute solch ein Taler-schatz haben? Jeder Taler doch sicher ..., sagen wir einmal hundert Mark. Einhundert Mark? Viel zu wenig. Bei diesem Alter. Immerhin sind das doch über dreihundertundfünfzig Jahre. Da muss er sicher fünfhundert Mark als Wert ansetzen oder gar tausend?

„Das sind dann ... – ich habe hier im Zelt ein-hunderttausend Deutsche Mark liegen!“ Gar nicht auszudenken! Solch einen Betrag hat er noch nie in seinem Leben gesehen, viel weniger besessen.

„Ich bin reich, unheimlich reich geworden. – Davon soll unsere Jungscharkasse auch etwas abbekommen. Den zehnten Teil werde ich der Jungscharkasse geben, so haben es doch die Männer im Alten Testament getan, so haben es doch auch die Frommen zur Zeit Jesu gehalten.“

Aber gehören die Münzen eigentlich ihm? beginnt er zu überlegen. Der fremde Mann mit dem Diesel ist doch der eigentliche Besitzer, der Finder des Schweden-Schatzes. Und sein Bekannter auf der Bank an der Wegkreuzung, hat der nicht vielleicht auch Anrechte auf die Taler?

Nein, Besitzer sind ganz klar der Oberst und sein Page. Aber die sind nun schon über dreihundertundfünfzig Jahre tot; die waren schon damals verschwunden.

Dann müsste das Geld den Nachkommen des Königs Gustav Adolf gehören. Aber der hat ja gar keine. Hat nicht damals der Kaiser Napoleon einen Franzosen, einen seiner Generale, als König einsetzen lassen? Dann wäre ja der schwedische Staat der Nachfolger!

Der Staat hat doch bestimmt genug Geld, der schluckt immer so viel Steuern von seinen Bürgern, hat neulich sein Onkel gesagt.

Also gehören die Taler nun ihm? Außerdem sind es deutsche Taler, von Braunschweig und Lüneburg, was gehen die die Schweden schon an.

„Nein mir gehören höchstens zehn Prozent Finderlohn. Der Mann mit dem Diesel bleibt der eigentliche Besitzer.“

Aber – Johannes kommt auf einen anderen Gedanken – was will der eigentlich als Ausländer hier an der Brunnenburg? Wie kommt der zu unserer Schwedensage, zu unserem alten Schatz? Ob dann der Mann auf der Bank der Besitzer des „EMS“-Wagens ist? Der muss doch hier aus der Gegend sein, vielleicht aus dem kleinen Dorf, Bremberg heißt es, wenn er sich recht erinnert?

Wer konnte Johannes eigentlich gesehen haben? Niemand! Er war ganz allein und unbeobachtet, als er die Aktentasche aus dem Wagen

nahm. Auch keiner der anderen Jungen hat ihn gesehen, denn die hätten ihn sofort verfolgt, versucht, die Tasche abzufragen. Nein, niemand weiß von seinem großen Schatz.

Aber er ist doch Jungscharler! sagt eine Stimme in ihm. Was hat das denn mit den Talern zu tun? – Hier war ein unvorstellbarer Reichtum. Was kann man sich alles für dieses Geld anschaffen!

Reichtum?! Schatz?! Johannes muss plötzlich wieder an die Erzählung von Erzbischof Hermann von Wied denken. Wie heißt es auch: „In Christus liegen verborgen alle Schätze ...“ Und anderswo:

„Niemand kann zwei Herren dienen ...!“

Sind die gefundenen Taler eigentlich ein Schatz, der dem „Schatz in Christus“ entgegensteht? Wie sind die Verse eigentlich gemeint?

Wie kann er hier von einem Fund reden? Er hat die Tasche ja gar nicht gefunden, sondern einfach aus dem fremden Wagen genommen. Das ist bloßer Diebstahl! „Bin ich denn schon ein Gefangener, ein Sklave, wie sagt unser Jungscharleiter, des Herrn der Welt, dass ich das fast nicht bemerkt hätte? ‚Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz!‘ Nein, nicht mein Herz, das habe ich dem Herrn Jesus Christus versprochen.“

Johannes ist völlig durcheinander. Sein Kopf beginnt ihm zu schmerzen. Seine Gedanken überstürzen sich. Er weiß nicht mehr aus noch ein.

Wenn wenigstens jetzt jemand hier wäre, mit dem er alles besprechen konnte. „Ach Herr Jesus, schicke mir doch irgendjemanden, dem ich alles sagen kann“, so bittet er. „Ich bin einfach zu schwach, ich kann allein nicht den klugen Reden des Bösen in mir widerstehen.“

Wieder hört er das Tuckern des Diesels.

Kommen jetzt die beiden Typen und holen sich ihre Taler zurück? Wo soll er hin? Sich hier ganz still verhalten! Aber wenn sie die Zelte absuchen und ihn mit den Talern finden, ist alles aus.

Blitzschnell legt er einen Schlafsack über den Schatz. Wie verräterisch das klingelt. Ängstlich späht Johannes durch die Zeltöffnung nach draußen.

Nein, das ist nicht der Wagen mit dem CD. Gott sei Dank. Diesen Wagen und seinen Besitzer kennt er gut: Das ist Rolf, der Jungscharleiter aus der Nachbargemeinde. Johannes ist, als fiele ein zentnerschwerer Stein von seinem Herzen.

„Rolf“, so schreit er, „Rolf, komm bitte ganz schnell!“ Sichtlich erschrocken kommt Rolf zum Zelt.

„Johannes, was ist denn mit dir? Ist dir etwas passiert? Du siehst ganz blass aus.“

„Ja, das heißt nein ..., doch, Rolf, mein Herz ..., weißt du, der Schatz ..., die Taler ..., meinen Reichtum.“ „Nun, Johannes, jetzt mal ganz ruhig, versuche doch einmal der Reihe nach zu berichten.“

Johannes fängt mit seiner unglaublichen Geschichte an, und beim Erzählen wird er wirklich ruhiger.

Zum Beweis, dass seine Geschichte wahr ist, zieht er den Schlafsack von den blanken Talern.

Rolf ist erst selber ganz sprachlos. Er hatte schon angenommen, dass Johannes einen kleinen Sonnenstich abbekommen hätte. Aber jetzt erkennt er sofort, die Geschichte ist ernst und sehr eilig. Rolf sieht sich dennoch zunächst die Taler an. Vier, fünf Exemplare nimmt er in seine Hand und betrachtet sie genau.

Johannes wird wieder zappelig.

„Sag doch was, Rolf, was soll jetzt geschehen, was wollen wir unternehmen?“

„Pass einmal gut auf, Johannes, ich bin mir fast hundertprozentig sicher, die Taler sind nicht echt!“

„Nicht echt!? Dann sind es doch die Taler vom großen Spiel? Und meine Gruppe hat fast schon gewonnen!“

„Nein, Johannes, ich meine, es handelt sich weder um die Taler eures großen Spieles noch um die Kasse der alten Schweden. Ich meine, das sind ganz gefährliche Fälschungen. Nachprägungen nennt man solche Stücke. Gefährlich sind sie, weil man sie nicht ohne weiteres als solche erkennen kann. Hier sollen Münzensammler und -händler ganz gemein betrogen werden.“

Weißt du, so ein Taler – wenn er echt ist – hat

mindestens einen Sammlerwert von, ja, sagen wir zweitausend Deutschen Mark.“

Johannes wird es wieder ganz flau in der Magengegend. „Dann handelt es sich hier um ein Vermögen von, von zweihunderttausend Mark“, flüstert er, als ob diese ungeheure Summe niemand hören dürfte.

„Ja, aber nur, wenn die Münzen wirklich echt, Originale sind. Aber sieh sie dir einmal richtig an: Alle sind so blank, als seien sie gestern erst geprägt worden; alle haben die gleiche Jahreszahl, nämlich 1622; und schau hier einmal genau hin, siehst du die Schramme über der Zahl ‚Sechs‘? Alle Stücke haben über der ‚Sechs‘ dieselbe Schramme. Das gibt es bei echten Münzen nie.“

Johannes, du hast zwar nicht das große Spiel entschieden, aber du bist einer ganz gerissenen Fälscher- und Betrügerbande auf die Spur gekommen. Jetzt müssen wir überlegen: Was ist zu tun? Wie müssen wir handeln?

Das Beste ist, ich fahre ganz schnell zum nächsten Telefonhäuschen und rufe in Diez die Polizei an, die muss jetzt her. – Versuche du die Kerle aufzuhalten, zu beobachten, am Wegfahren zu hindern!“

„Wie denn das, Rolf? Soll ich etwa als Münzenkäufer auftreten?“

„Quatsch, Johannes, von Münzen und Talern darf kein Wort fallen. Sonst sind die beiden sofort gewarnt und verschwinden. Versuche doch viel-

leicht, etwas mit den Wagen anzustellen! Lass dir etwas einfallen, halte sie nur auf!“

Rolf rennt schon zu seinem Wagen und rast mit seinem berühmten fliegenden Start davon.

Münzfälschern auf der Spur

Nur einen Augenblick steht Johannes noch auf dem Lagerplatz. Er hat keine Idee. War einfach zu viel, was die letzte Stunde alles brachte.

Da, wie in einem Märchen sieht er Martin angewetzt kommen. Schon bevor er den Platz erreicht, ruft er:

„Hier darfst du mir nichts tun, hier ist neutrales Land!“ „Martin! Schnell! Hierher!“

„Keine Zeit, muss zum Donnerbalken, höchste Eisenbahn!“, so lautet die Antwort des Läufers.

„Martin, du musst mir helfen, ganz schnell: Ich will verhindern, dass gleich zwei Wagen abfahren! Wie soll ich das machen?“

„Küche – Zelt – Kartoffeln!“, ruft Martin nur aus und verschwindet in der bestimmten Richtung.

„Was? Wie bitte?“, ruft Johannes hinterher, er versteht nicht, was Martin meint.

„Ich sagte dir doch schon, hole dir Kartoffeln aus dem Küchenzelt!“, antwortet Martin von Ferne.

Schnell sind Martins Geschäfte erledigt, und er steht neben Johannes.

„Hier, diese kleinen Kartoffeln mitnehmen, und dann nichts wie rein in den Auspuff, das hat eine fabelhafte Wirkung. Hilft für eine ganze Weile.“

Die beiden Jungen stopfen sich einige Kartoffeln in die Hosentaschen und laufen los. Johannes hat die Führung übernommen und erzählt in Bruchstücken, keuchend vom schnellen Lauf, Martin sein Erlebnis.

Da ist ja schon die Lichtung. Der Wagen steht noch so, wie ihn Johannes aufgefunden hatte. Beide Jungen pirschen sich vorsichtig näher. Nur jetzt dürfen sie sich nicht erwischen lassen. Erst muss der Auspuff dicht sein. Mit einem Stück Ast, das auf dem Weg liegt, werden ein paar Kartoffeln in den Auspuff geschoben, so richtig tief, ein bisschen verkeilt. Das geht alles blitzschnell. Es ist auch höchste Zeit, denn da sind schon Stimmen und Schritte zu hören. Johannes und Martin springen in die Schonung und werfen sich in das hohe Gras.

Zwei Männer kommen von der Wegkreuzung her auf den Wagen zu.

„Mensch, ich werde heute noch verrückt!“, murmelt Johannes.

„Was ist“, fragt Martin, „veränderst du dich da noch sehr?“

„Das werde ich dir nachher zeigen“, sagt Johannes mit einem freundlichen Rippenstoß. – „Du, den einen kenn' ich doch, das ist der ‚Rübezahl‘ aus dem Geschäft des Jungscharleiters.“

Der Mann mit den vielen Zeitungen und Illustrierten, der ihm die saftige Ohrfeige verpasst hatte! Automatisch greift sich Johannes wieder an seine Wange. Das ist der Mann mit dem echten roten Bart.

Die beiden Männer verabschieden sich. Der kleine Schwarzhaarige setzt sich in seinen Wagen und versucht zu starten, aber es will nicht klappen. Schon beim zweiten Mal fängt er laut an zu fluchen. Die Jungen verstehen kein Wort, nur der Tonfall und die Lautstärke verraten, was er sagen will.

Der Rotbart macht kehrt und kommt zum Diesel zurück. Johannes und Martin verschwinden nach hinten in der Schonung. Behutsam kriechen sie heraus und eilen zu Wagen Nummer Zwei, dem Wagen mit dem heimatlichen Nummernschild „EMS“. Auch hier treten die Kartoffeln jetzt in Aktion.

„Aus deutschen Landen frisch in den Auspuff“, flüstert Martin. „Schade“, sagt er dann, „ich esse so schrecklich gern Bratkartoffeln!“

„Ich auch“, antwortet Johannes, „Bratkartoffeln sind mein Leib- und Magengericht – aber nicht in Dieselöl“, gibt er grinsend zur Antwort.

„Martin, wir müssen aber jetzt ein gutes Ver-

steck suchen, denn wenn der Rotbart uns trifft ... – der schreibt eine schwere und deutliche Handschrift, ich habe da schon meine Erfahrung gemacht.“

Die Jungen gehen tief in den Wald, behalten aber den Wagen deutlich im Visier.

„Augenblick“, ruft eine Stimme, „das haben wir gleich; ich ziehe Sie ein Stück, da springt der Wagen sicher wieder an.“

Mit schnellen Schritten kommt der Rotbart, holt sein Abschleppseil aus dem Kofferraum, verstaut es neben seinem Sitz und will starten. Aber auch bei ihm zeigt sich kein Erfolg.

„Meine Aktentasche! Nun wird mir manches klar. Aber nicht mit mir!“, so ruft es laut vom Diesel her. Der Schwarzhaarige stürzt aus seinem Wagen und rennt auf den Rotbart zu.

„Sofort die Aktentasche her! Solche Witze gibt es bei mir nicht. Merken Sie sich das!“ Sein gelbliches Gesicht ist vor Wut nun knallrot angelaufen. „Hier geblieben! Ich lass' mich nicht übers Ohr hauen. Nicht von so einem Anfänger!“

Schon steht er an dem Wagen, reißt die Tür zum Fahrersitz auf und packt den Rotbart am Hemd. Das hätte er lieber nicht getan, da versteht Rotbart keinen Spaß. Wenn so seine Hilfsbereitschaft ausgenutzt wird! Er versucht einfach die Tür zuzuschlagen.

Der Schwarze schreit auf.

„Mensch, guck doch einmal, Johannes!“ Mar-

tin packt vor Aufregung Johannes am Arm. „Da! Was sind denn das für Grashüpfer? Die Polizei!“

„Prima, die waren diesmal wirklich sehr schnell! Jetzt beginnt der vorletzte Akt der Taler von der Brunnenburg!“

Die beiden scheinen doch „Lunte gerochen“ zu haben. Sie versuchen im Wald zu verschwinden. Der Rotbart, der seine Aktentasche mitgenommen hat, merkt bald, dass ihn die schwere Tasche hindert. Er wirft sie weg; diese fällt aber zum Schreck noch dem anderen vor die Füße, der stolpert darüber und fällt hin. Höflich helfen ihm zwei Polizisten beim Aufstehen.

„Martin, Rotbart kommt auf uns zugelaufen!“

„Auf ihn mit Gebrüll!“, schreit Martin und springt hoch. Er schreit wie zehn Mann und rennt auf den verdutzten Rotbart zu. Der bleibt stehen. Auch Johannes ist jetzt hoch und schreit, was seine Lunge hergibt.

Man meint fast, die ganze Jungschar sei im Anmarsch.

Das Stehenbleiben hat gereicht. Ein Polizist fasst den Rotbart am Arm. Nun gibt er auf. Aus ist der Traum von dem leicht gewonnenen großen Reichtum.

„Sag mal, was hast du eben gemeint mit dem ‚vorletzten Akt der Taler von der Brunnenburg?‘“, fragt Martin seinen neuen Freund.

„Weißt du, der letzte Akt ist erst, wenn wir

beide den echten Schatz gefunden haben, die echten Taler von der Brunnenburg!“

Zwei völlig überraschte Männer sind verhaftet worden. Damit hatte keiner von ihnen gerechnet.

Der Schwarze versucht sich herauszureden. Von einer alten Erbschaft fängt er zu reden an, die Taler stammen von seiner Familie aus dem Libanon. Außerdem, er gehört doch dem Diplomatischen Korps an! Wer will ihn denn hier in Deutschland verhaften?

Aber sein Reden und Händefuchteln hilft ihm nicht weiter. Er ist der Polizei kein Unbekannter mehr. Die Spezialität des dunklen Ehrenmannes und falschen Diplomaten: Münzfälschungen. Betrug von Sammlern und Händlern.

Der Rübezahl war nur sein Helfer gewesen. Er hatte in vielen deutschen Zeitungen Inserate aufgegeben und sollte die Münzen einzeln an Sammler und Banken verkaufen. Immer war es dann das alte Erbstück der Familie, das durch einen unverschuldeten Notfall veräußert werden musste. Selbstverständlich auch unter dem Preis einer Münzenhandlung.

Johannes wird doch noch reich

Gerade ist die Lagergeschichte erzählt. Einfach toll war es, spannend, wie der Oberst und sein

Page die bereits halb zerfallene Brunnenburg gegen ihre Verfolger verteidigen, wie sie die Räuber des Königsschatzes täuschen.

Es folgt Abendausklang und Gebet. Noch einmal sehen die Jungen „still in das Feuer“. Sie lassen die Ereignisse des Tages in ihren Gedanken vorbeiziehen. Da wären doch beinahe der Johannes und der Martin die „Helden“ des Lagers geworden.

In die Stille hinein sagt Johannes plötzlich zu seinem Jungscharleiter: „Darf ich bitte auch noch etwas sagen?“ Reinhold nickt.

So beginnt nun Johannes. Erst kommt es ziemlich stockend von seinen Lippen, dann spricht er sich frei. Er redet und keiner der Jungen lacht darüber – von der unheimlichen Macht des Geldes über die Menschen. Von der Macht der alten und neuen Taler. Von der Gefahr, Reichtum auf jedem Weg und auf alle Art und Weise zu erringen.

Dann spricht er von der Freude, wenn man diesem Einfluss nicht erliegt, sondern davon wieder frei wird. Wenn auf einmal Christus und sein Wort zum Reichtum werden.

Bis zum Ende haben sie ihm alle still zugehört. Sie verstehen, was Johannes sagen will.

Das war wirklich keine glatte Rede, keine auswendig gelernte Predigt. Das war nur ein persönliches Zeugnis. Aber wer kann schon etwas Besseres sagen? Und dieses Zeugnis kam aus dem Herzen, der Erfahrung des Herzens.

Als nun Reinhold anstimmt, singen sie alle
gepackt mit:

Herr, dein Wort, die edle Gabe, diesen Schatz
erhalte mir. Denn ich zieh' es aller Habe und dem
größten Reichtum für.

Ein Jahr später ...

Was ist mit Martin los?

Der 12-jährige Johannes legt seinen Kugelschreiber auf den Tisch. Eigentlich ist er schon eine ganze Weile nicht mehr mit seinen Gedanken bei den Hausaufgaben. Immer wieder muss er an seinen Freund Martin denken.

Die „Unzertrennlichen“, so werden sie in ihrer Jungschar genannt. Aber nicht nur in der Jungschar, nein, auch in dem kleinen Städtchen spricht man nur so von ihnen.

Sie verstanden sich ohne viele Worte. Ein Blick, ein Lachen, ein Blinzeln, ein Händedruck genügte ihnen oft. Und das alles soll vorbei sein?

Der Gedanke allein ist unfassbar, der tut sogar richtig weh.

In Johannes bäumt es sich auf. Zum Heulen oder zum Brüllen ist ihm zumute. Er entscheidet sich für das letztere und stößt einige Urlaute aus, sodass besorgt sein „liebes Schwesterlein Erika“ ins Zimmer hereinschaut. „Hat der große Häuptling Probleme?“, fragt sie verschmitzt.

Noch bevor Johannes ihr mit dem Kissen eine schlagfertige Antwort versetzen kann, ist sie wieder in ihrem eigenen kleinen Zimmer verschwunden.

„Großer Häuptling!“ Johannes starrt verbissen vor sich hin. Das ist es ja. Martin und er sind zwei

der vier Häuptlinge der Jungschar „Hermann von Wied“.

Häuptling sein, das heißt in ihrer Jungschar: mitarbeiten, Verantwortung übernehmen für eine Gruppe von sechs Jungen, sich einsetzen für die Jungschar und für den Herrn der Jungschar: Jesus Christus!

Seit der Pfingstfreizeit im vergangenen Jahr auf der Brunnenburg und der aufregenden Jagd nach den Talerfälschern waren sie Freunde. Sie wollten ihrem Jungscharleiter bei dem Ziel helfen, alle Jungen des Städtchens in die Stunden der Jungschar einzuladen, damit alle Jungen ihres Ortes die frohe Botschaft Jesu erführen. Ein ganzes Jahr lang waren die vier Gruppen untereinander im „edlen Wettstreit“ gewesen: Wer bringt die meisten „Neuen“ in die Schar? Wo fehlt in der Stunde kein Liederbuch? Welche Gruppe kann zuerst den Beitrag abrechnen? Einen kleinen Preis bekommt jedes Mitglied der Gruppe, und der Häuptling erhält den begehrten Wanderpreis: einen roten Streifen um sein schwarzes Halstuch.

Jeder der vier Häuptlinge hatte schon einmal gewonnen.

Wieder lagen sie im Rennen um den Sieg.

Aber nun. Martins Gruppe fiel plötzlich stark zurück. Selbst Martin, der Häuptling, hatte schon einige Male mit faulen Entschuldigungen gefehlt. Auch sonst benimmt er sich sehr abweisend.

Ob das an Martins neuer Schule und Klassengemeinschaft liegt? Vielleicht hat Martin dort Angst, sich zur Jungschar und dem Herrn Jesus zu bekennen?

Am Anfang war es ihm, dem Johannes, auch nicht leicht gefallen.

Wir sind doch Freunde, setzt Johannes sein halblautes Selbstgespräch fort, warum kommt er nicht zu mir?

Wir haben früher alles besprochen, was wir an Freuden und an Problemen hatten!

Heute, so nimmt sich Johannes vor, nach unserer Jungscharstunde, da will ich auf jeden Fall mit ihm reden. Hoffentlich finde ich die rechten Worte.

Johannes springt auf und eilt zum Gemeindefaßhaus. Über all seinem Grübeln hat er fast die Zeit vergessen. Ein Häuptling ist pünktlich!

Martin kommt zu spät. So kann Johannes nicht mehr mit ihm vor der Stunde reden. Besorgt beobachtet er den Freund. Martin ist nicht bei der Sache.

Gelangweilt und abweisend, uninteressiert und mitleidig ist sein Gesichtsausdruck. Ganz gleich welcher Programmteil der Jungscharstunde abläuft. Ob es die fröhlichen Wettspiele sind oder die spannende Fortsetzungsgeschichte oder gar der biblische Bericht. Martin ist nicht zu packen.

Nach der Jungscharstunde

„Martin! Martin! Warte doch! Ich muss mit dir reden!“ Johannes ruft hinter seinem Freund her. Martin bleibt betont unwillig stehen.

„Was ist denn? Ich habe nicht viel Zeit heute. Wir schreiben morgen eine wichtige Lateinarbeit, dafür muss ich noch allerhand lernen.“

„Martin, was ist los mit dir? Du bist in letzter Zeit wie verändert!“

„Ich, verändert? Du bildest dir das alles nur ein! In der neuen Penne wird eben wesentlich mehr verlangt. Ist wirklich kein Kindergarten. Da muss ich ordentlich büffeln um mitzukommen, das ist alles.“

„Du bist heute wieder zu spät in die Jungschar gekommen, Martin. Früher warst du immer einer der ersten.“ „Ich kann es dir genau sagen, wenn du es gern wissen willst. Ich habe mit ein paar meiner neuen Klassenkameraden für die Arbeit geübt“, erklärt Martin ungeduldig.

„Du stinkst so nach Rauch ...“

„Da hat eben jemand eine Zigarette geraucht, was ist denn da schon Schlimmes dabei? Wir sind halt keine Kinder mehr, kein Kindergarten.“

„Martin, du hast doch immer gesagt, wenn Jungen rauchen, dann sei das nicht so sehr Sünde, sondern einfach Dummheit, Angabe und ...“

„Weißt du, Johannes, das habe ich nur unse-

rem Jungscharleiter nachgeplappert. Jetzt, jetzt denke ich selbständig!“

„Ist das wirklich so, Martin, oder plapperst du jetzt anderen nach, die ihr Leben nicht nach der Bibel ausrichten wollen?“

„Bibel, wenn ich das schon in der Jungschar höre. Du müsstest mal in meiner neuen Klasse in den Reli-Unterricht kommen. Da wird ganz anders über die Bibel gesprochen. Nimm es mir nicht übel, aber weißt du, Johannes, nach der Bibel kann heute kein Mensch mehr leben. Die Zeiten haben sich geändert. Die Bibel und ihre Berichte waren für die Leute von damals bestimmt. Die hatten noch nicht unser Wissen, unsere Technik, unsere Möglichkeiten und Probleme.“

„Aber Martin, du hast doch einmal“, versucht Johannes seinen Freund zu unterbrechen, doch der ist nicht mehr aufzuhalten.

Endlich kann er einmal von dem Neuen berichten, das ihn ganz gefangen genommen hat. Er muss dem alten Freund seine neue Selbständigkeit beweisen:

„Mit der Bibel ist nichts mehr anzufangen, die macht zum Leben sogar untauglich! Darum“, Martin schluckt doch etwas, „darum habe ich auch keine Lust mehr zur Jungschar und erst recht nicht, Häuptling zu sein. Die zwei Wochen bis zu den Sommerferien bleibe ich noch. Im Herbst ziehen wir ja doch um, und dort gibt es keine Jungschar.“

So, jetzt hat er alles gesagt. Martin sieht Johannes an. Was wird der jetzt unternehmen? Wird er ihn einfach stehen lassen, sich von ihm abwenden?

Johannes schluckt und steht immer noch wortlos vor seinem Freund. Viele Gedanken jagen durch seinen Kopf. Der erste Gedanke: Gemeiner Verräter! Schon will er es ihm an den Kopf knallen: Verräter unserer Freundschaft! Verräter der Jungschar!

Doch Johannes schweigt. Hat er das Recht, den Freund zu verurteilen? Macht das die Lage Martins nicht noch schlimmer? Er presst die Lippen aufeinander.

Da wird Martin das Schweigen zu lang.

„So, nun weißt du nichts mehr zu sagen? Jetzt möchtest du mich wohl am liebsten als Ketzer verbrennen! Renn doch hin zu deinem frommen Jungscharleiter. Erzähl ihm doch von mir. Ist mir alles ganz egal!“

„Ich bin doch dein Freund“, antwortet Johannes traurig. Martin tritt verlegen einen Stein beiseite. Johannes fasst sich ein Herz:

„Martin, ich habe eine große Bitte an dich: Fahre noch einmal in unser Sommerlager mit. Bitte, melde dich nicht ab. Einmal wollen wir noch zusammen Freude erleben. Die Zeltlager sind doch immer ganz große Superklasse. Ich weiß auch schon, wer unser ‚Fürst und Burgherr‘ werden wird: der Günter, der Freund unseres Jungscharleiters. Du, Martin, der ist prima!“

Martin überlegt und nagt dabei an seiner Unterlippe.

So schwer hat er es sich nicht vorgestellt, aus der Jungschar zu gehen. Wie sagt man so: kurz und schmerzlos! Aber das alles ändert nichts an seinem Entschluss. Mit diesem weltfremden Haufen will er nichts mehr gemeinsam haben.

Doch die Zeltlager, die waren wirklich immer ein großes Erlebnis gewesen, da hat Johannes recht.

Das wäre immerhin ein guter Abschluss seiner Jungscharzeit. Eigentlich tut ihm auch Johannes leid, der war ja sonst ganz in Ordnung, bis auf seinen „Jesus- und Bibel-Tick“.

Martin sieht auf seinen Freund. Vielleicht, der Gedanke setzt sich bei ihm fest, vielleicht kriege ich Johannes auf meine Seite, die Seite des Fortschrittes, die Seite der Realisten.

Johannes streckt Martin die Hand entgegen und sagt:

„Komm, schlag ein, unsere Abmachung gilt! Bis zum Ende des Lagers bist du noch ganz der alte Jungscharler und Häuptling!“

Martin lacht und antwortet:

„Das will ich dir sagen, Johannes, bekehren könnt ihr mich alle nicht, da mache ich nicht mit!“

Ein Händedruck besiegelt die Abmachung der beiden „Unzertrennlichen“.

Martin hält tatsächlich Wort. Die beiden letzten Jungscharstunden von dem Zeltlager erscheint er jedes Mal pünktlich und meldet sich auch zum Lager an. Nur Johannes merkt, dass er nicht mehr innerlich dazu gehört. Soll, nein, muss er nicht mit Reinhold, dem Jungscharleiter, reden? Es darf doch nach dem Lager mit Martin nicht alles aus sein.

So hat Johannes mit seinem Jungscharleiter ein langes Gespräch. Als Johannes von seiner Abmachung mit Martin erzählt, sagt Reinhold: „Weißt du, das stimmt, kein Mensch kann einen anderen Menschen bekehren, auch nicht seinen besten Freund, seinen Vater und seine Mutter. Unser Herr Jesus aber, der kann Herzen auf tun. Jesus weiß Tausende von Möglichkeiten, Menschen dazu zu bringen, ihn lieb zu haben; denn darauf kommt es an: Jesus lieb haben. Nicht die sture Befolgung biblischer Gebote erfreut Gott. Er möchte, dass wir aus Liebe glauben und handeln. Wenn du jemanden lieb hast, dann fällt es dir nicht schwer, das zu tun, was ihm gefällt. Lass uns für Martin beten, dass ihm diese Liebe zu Jesus geschenkt wird. Ansonsten haben wir darauf zu achten, dass unser Leben eine Einladung ist, mit Jesus zu gehen. Versuche nie, Martin zum Glauben zu zwingen.“

Im Zeltlager

„Mann, wie lange geht die Fahrt denn noch? Passt auf, gleich sind wir am Ende der Welt, an dem berühmten Bretterzaun!“

„Hallo, ihr da aus Bretthausen, ihr müsstet euch eigentlich hier auskennen!“ Alle sehen sich lachend zu den Jungscharlern aus Bretthausen um, die auf der Rückbank des Busses sitzen und fröhlich in das allgemeine Gelächter einstimmen.

„Leute!“, ruft Armin. „Im Steinwald, da werden wir sicher alle steinreich!“

„Da, da vorn an der Straße steht ja einer im Fahrtenhemd und winkt, das ist doch der Jürgen. Herr Kutscher, wir müssen rechtsherum!“

Die beiden Busse verlassen die Landstraße und holpern auf einem Feldweg nach oben. Bald sehen die Jungen ein altes Gehöft stehen. Es sieht nach einer Mischung von Forst-, Guts- und Bauernhaus aus, dahinter stehen Scheunen und Stalungen.

Die Jungen achten genau auf alle Kleinigkeiten. Sie passen auf wie Luchse. Erwarteten sie doch, hier in den nächsten vierzehn Tagen viele spannende Erlebnisse zu haben.

Auf der Anhöhe stehen die Zelte, Burgen genannt, im Halbkreis.

Das Lagerkreuz und die Fahnenmasten stehen in der Mitte des Lagers. Staunend geht der Blick der Jungen von hier in die weite, sonnenbeschie-

nene Landschaft. Die Jungen haben sich im Viereck um das Kreuz aufgestellt.

Jetzt sehen sie neben dem Lagerleiter einen unbekanntem Mann stehen, er sieht aus wie ein Förster oder einer der Bauern.

Reinhold stellt ihn den Jungscharlern vor: „Das ist unser Baron, der große Freund der Jungschar. Wir haben ihm zu danken, das wir hier im Steinwald einen Lagerplatz bekommen haben. Er wird uns zum Beginn des Zeltlagers ein Grußwort sagen.“

„Was, das ist der Baron, dem hier der Wald und das Land gehört?“, raunt Martin seinem Nachbarn Johannes zu. So einen Baron hat er sich ganz anders vorgestellt. Bernd, der hinter Johannes steht, flüstert leise: „Der hat ja gar keine Krone auf, da kann ich nicht mehr mit!“

„Ihr lieben Jungscharler, ich freue mich sehr, dass ihr hierhergekommen seid. Eben sagte euer Lagerleiter, dass ihr mir dankbar sein sollt, da bin ich anderer Meinung. Wisst ihr, es ist nur der Güte Gottes zu verdanken, dass ich lebe und Wald und Feld habe. Danken sollt ihr dem Vater im Himmel, nicht mir. Aber bitten, das wollen wir jetzt gemeinsam. Wir wollen bitten, dass Segen, Freude und Frieden alle Tage über diesem Zeltlager stehen und jedes Herz durchdringt und erfüllt.“

So beginnt die gemeinsame Zeit mit einer Gebetsgemeinschaft, in der jeder Junge die Gele-

genheit hat, Gott das laut zu sagen, was ihm zu Beginn der Lagerfreizeit auf dem Herzen liegt.

Johannes merkt, wie Martin bei der Gebetsgemeinschaft ungeduldig mit seinen Füßen hin- und hertrampelt.

Ihm ist das sicher zu lang und natürlich auch zu fromm. Er möchte in das Zelt und mit dem Lagerleben beginnen.

Nach der Lagereröffnung beginnt das Einrichten und der Ausbau der Burgen. Hier kann nun jeder Junge nach Herzenslust sägen, hämmern, binden und knüpfen.

Johannes hat sich riesig gefreut, dass ihr Burgherr der „edle Fürst Günter“ ist.

Schon viele Jahre leitet er eine Jungschar. Sein Kopf ist voll toller Einfälle, sein Herz, seine Zeit und auch sein Geld gehören den Jungen der Jungschar.

Günter nimmt Martin als seinen Stellvertreter in der Burg. In den nun folgenden Stunden haben Johannes und Martin kaum Gelegenheit zu langen Gesprächen, obwohl sie zur selben Burrgemeinschaft gehören.

Der Ausbau der Burg nimmt sie alle ganz gefangen.

Vor dem ersten Lagerfeuer am Abend nimmt Günter Johannes und Martin beiseite:

„Nun, habt ihr schon alle Jungen unserer Burg genauer kennen gelernt? Ich glaube, wir haben eine gute Burgbesatzung. Da werden wir wieder

so manche Urkunde und manchen Preis nach Hause bringen können. Da ist noch eins: Kümmerst euch unauffällig etwas mehr um Jochen. Ist euch an ihm nichts aufgefallen?“

„Ja“, sagt Johannes, „der guckt so, als ob er immer vor etwas Angst hätte.“

„Stimmt etwas nicht mit Jochen?“, fragt Martin.

„Er hatte vor nicht langer Zeit einen Autounfall“, antwortet Günter. „Sein Vater ist noch im Krankenhaus. Bei dem Unfall hat Jochen einen schweren Schock bekommen. Seitdem ist er übermäßig ängstlich. Helft ihm bitte, dass er seine Angst verliert und sich wieder freuen kann.“

Nach dem Gespräch mit ihrem „Burgherrn“ stehen die beiden Jungen noch einen Augenblick nachdenklich zusammen.

„Das muss für Jochen schrecklich gewesen sein“, sagt Johannes.

Große Aufregung

„Eine Schlange! Eine Schlange! Unten beim Donnerbalken!“

Der kleine Klaus, wehe, wer ihn so nennt, wenn er in der Nähe ist, der größte und stärkste Jungscharler ist dann nicht mehr vor ihm sicher, kommt in großer Aufregung den Weg von dem

bewussten Ort heraufgehetzt. „Eine Schlange!“, schreit er aus vollem Halse.

„Dich hat wohl ein zu lang geratener Regenwurm erschreckt“, gibt ihm lachend Bernd zur Antwort. Und Armin doziert: „Na und? Wenn die liebe Schlange eben einmal ein Geschäft erledigen wollte? Es gehört sich doch so, dass sie dann auf den Donnerbalken geht!“

„Eine harmlose Ringelnatter hat sicher diesen tapferen Krieger erschreckt!“

„Hoffentlich warst du wenigstens schon vorher auf dem Donnerbalken, sonst, na, ich will ja nichts sagen ...“

„Nein, Günter, komm ganz schnell, das ist eine echte Kreuzotter, so sind sie in meinen Büchern abgebildet!“ Günter zieht die Wanderschuhe an und ergreift sein Schwert. Mit ihm eilt ein großer Schwarm von aufgeregten rufenden Jungscharlern. Das ist ein Erlebnis! Wie im Urwald!

Und wirklich: „Klein-Klaus“ sollte Recht gehabt haben. Da schlängelt sich so ein Reptil über den Sandboden. Irgendetwas muss das Tier in seiner Ruhe gestört haben. Die Schlange hält den Kopf angehoben und züngelt. Eine Kreuzotter. Eine echte Kreuzotter!

Einige der Jungen weichen schon vorsichtig zurück. Mit einem mächtigen Schlag seines großen Ritterschwertes trennt Günter der Schlange den Kopf ab.

Die Jungen klatschen Beifall.

Günter deckt den Leib der toten Schlange mit Erde zu, und dann geht es im Triumphzug zurück zum Zeltlager. Klaus, der Schlangendecker, und Günter, der Schlangentöter, werden feierlich vorangeführt.

Der Lagerleiter gibt nochmals genaue Anweisungen:

Aufpassen beim Treten auf sonnenbeschienene Steine.

Wer den Lagerplatz verlässt muss unbedingt seine Schuhe anziehen.

Keine Schlange ärgern oder reizen.

Martin sieht, wie ängstlich Jochen bei dieser Rede zuhört.

Während die Jungen sich noch über Schlangen unterhalten, hat Martin eine großartige Idee, so meint er wenigstens. Das gibt einen Riesenspaß!

Die Jungen sitzen am Lagerfeuer und singen ihre Fahrtenlieder, sie warten gespannt auf den Beginn der abendlichen Fortsetzungsgeschichte. So fällt es nicht auf, dass Martin einen Augenblick nicht bei ihnen sitzt.

Beim Abendausklang greift der Lagerleiter, wie an jedem Tag, nochmals einen Gedanken aus der Bibelarbeit vom Vormittag auf.

Dann sehen sie alle still ins Lagerfeuer.

Das eben Gehörte und der ganze Tag mit seinem randvollen Erleben ziehen noch einmal in Gedanken an ihnen vorbei.

Der Lagerleiter stimmt den Abendvers ihrer Freizeit an:

„Ein Tag, der sagt's dem andern, mein Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit. O Ewigkeit so schöne, mein Herz an dich gewöhne, mein Heim ist nicht von dieser Zeit!“

Jetzt aber schnell ab in die Burgen!

Lachen, Singen, Rufen klingt von den Zelten her.

Fröhliche Jungscharler kriechen nach einem fröhlichen Tag in ihre Schlafsäcke. Gleich werden die Bläser ihren Abendchoral ertönen lassen und der Lagerleiter wird seine „Gute-Nacht-sag-Rundreise“ beginnen.

Plötzlich schallt über den Lagerplatz ein gelender, markerschütternder Schrei. Alles wird still und lauscht in die Nacht.

Der Lagerleiter rennt zur Burg 1.

Von hier kam dieser entsetzliche Schrei!

Jochen, der schon in seinen Schlafsack gekrochen war, steht schreiend und zittern vor seiner Burg. Den Schlafsack hat er weit weggeschleudert. Reinhold und Günter mühen sich um Jochen. Er ist kaum zu beruhigen!

„Ich will nach Hause! Mama! Ich will nach Hause!“

„Aber Jochen, was hast du denn? Was ist geschehen?“ Unter schüttelndem Weinen stößt er hervor: „In meinem Schlafsack – eine Schlange!!!“

Reinhold packt vorsichtig den Schlafsack, Günter hat im Nu sein Schwert bei der Hand.

Tatsächlich, eine Schlange fällt aus Jochens Schlafsack. Aber sie bewegt sich nicht.

Günter kann sein Schwert diesmal ungenutzt einstecken. Diese Schlange ist bereits tot. Sie hat keinen Kopf mehr. „Angeschmiert! ... Angeschmiert! ... Haha, da habt ihr frommen Jung-scharler ganz schön gezittert!“

Martin schreit es seinen Kameraden zu. Dies ist sein Augenblick. Hier kann er zeigen, was wirklich in ihm steckt.

Ein paar Jungen lachen verlegen.

Nur Jochen steht noch und weint, weint und zittert vor Angst.

„Du, Martin, das war ganz schrecklich gemein von dir!“, ruft Johannes, und es hat den Anschein, als wolle er sich auf Martin stürzen. Martin antwortet nur: „Wieso denn?“

Burgherr Günter scheucht nun schnell seine Mannen in die Schlafsäcke. Jochen gibt er seinen Schlafsack, weil dieser sich heute Abend nicht mehr in den eigenen legen will.

Endlich ist auch in Burg 1 Ruhe eingezogen.

Doch die abendliche Gebetsgemeinschaft der Burgbesatzung ist ganz anders als sonst.

Ein fremder, ungueter Geist scheint in das Zelt gekommen zu sein. Martin, der natürlich in diesem Lager noch nicht mitgebetet hat, kommt nun doch zum überlegen: War es vielleicht nicht rich-

tig? Ach was, die singen und reden alle so fromm, da darf sie eine kleine Schlange nicht umwerfen!

Bevor Martin fest eingeschlafen ist, ruft ihn sein Burgherr: „Martin, steh auf, zieh dir deine Schuhe an, der Lagerleiter will sofort mit dir sprechen!“

Jetzt wird es selbst dem Martin etwas „mulmig“ zumute.

Aber dann siegt sein Trotz. Mit verschlossenem Gesicht geht er zum Lagerfeuer, das in der Mitte des Zeltplatzes glimmt. Dort steht Reinhold, der Leiter des gesamten Lagers, und wartet auf Martin.

Beide sehen sich eine Zeit lang stumm an, dann sieht Martin weg.

„Martin, hast du mir nichts zu sagen?“

„Sie meinen wegen der Schlange? Das war doch nur Spaß!“

„Martin, du wusstest, wie es um Jochen steht und dennoch hast du dich so gemein und mitleidlos ihm gegenüber verhalten. Jochen ist einer der Schwächsten bei euch in der Burg. Warum hast du dir nicht Johannes ausgesucht oder Günter für deine Scherze. Vor denen hattest du wohl Angst? Und Johannes ist natürlich dein Freund.“

„Gewesen“, denkt Martin, „so gut wie gewesen.“

„Mir tut dein brutales Handeln weh, Martin. Nicht nur wegen Jochen, auch um deinetwillen. Ich frage mich, ob du wirklich so ein herzloser

Bursche bist, oder ob das alles nur eine Maske ist.“

Martin sieht zu Boden.

„Du bist dir darüber im klaren, dass so etwas nur einmal vorkommen darf“, fährt Reinhold fort. „Im Fußball heißt das: Die gelbe Karte gezeigt bekommen. Bei der nächsten derart groben Unkameradschaftlichkeit muss ich dich nach Hause schicken. Stellvertreter eures Burgherrn Günter bist du ab heute nicht mehr. So, jetzt ab in die Falle. Sei bitte leise, wenn du eure Burg betrittst. Die anderen schlafen bestimmt schon.“

Feuer! Feuer!

Martin lässt vor Schreck die Streichhölzer fallen und geht in die Hocke. Er hört keine Schritte mehr auf dem Weg. Martin weiß: Der Baron ist stehen geblieben. Hat er mich gesehen? Hat er mich gehört? Martin wagt kaum, Atem zu holen. Wenn der Baron ihn fragt, was er hier macht, was soll er da antworten?

Soll er sagen: Holz holen für das Lagerfeuer?

Aber wird er dann nicht gleich zur Antwort bekommen: „Was, das musst du armer Kerl allein machen? Warte, ich will dir dabei helfen!“ Und wie er diesen Baron kennen gelernt hat, tut er das dann auch gleich gründlichst. Vorsichtig späht er

auf den Weg. Der ist leer! Nun, auf diesen glücklich überstandenen Schreck hin will er sich erst recht eine Zigarette anstecken.

Wie sagen doch manchmal die Erwachsenen: Das beruhigt die Nerven! Er holt den leicht geknickten Glimmstängel aus seiner Hosentasche, findet die weggeworfenen Streichhölzer und zündet sich die Zigarette an.

Im hohen Bogen fliegt das Streichholz weg.

Nach ein paar Zügen stellt er fest: Das schmeckt ja scheußlich heute. Diesmal sieht ihm beim Rauchen auch niemand bewundernd zu.

Was ist denn das für ein komischer Geruch? Das riecht so brenzlich! Nicht nach Tabak!

Erschrocken, ja entsetzt, dreht sich Martin um. Über den trockenen Waldboden mit seinen Tannennadeln und Ästchen bewegen sich kleine Flammenzungen. Wie konnte er nur das brennende Streichholz wegwerfen!

Martin besinnt sich jetzt nicht lange. Er beginnt, von großer Angst getrieben, die Flammenzungen auszutreten. Wie wild springt er hin und her. Er schafft es nicht. Martin wird nicht Herr der Flammen. – Soll ich mir mein Hemd ausziehen und versuchen, damit das Feuer auszuschlagen? – Schon hat er sich das Hemd vom Leib gerissen. Da fällt ihm ein: In der Jungscharstunde haben sie von Feuer und Waldbrandbekämpfung geredet. Was hatte damals Reinhold gesagt: „Nie

in das Feuer schlagen, dann besteht die Gefahr des Funkenflugs. Ein Feuer im Wald muss eingedämmt, erstickt werden.“ Martin ist verzweifelt. Immer wieder züngeln neue Flammen auf.

Ich muss sofort Hilfe haben; nur so kann ein großer Waldbrand verhindert werden.

Fast von Sinnen vor Angst, Aufregung und Anstrengung rennt Martin los: „Feuer! Feuer! Feuer!“

Eine Gruppe ist im Wald beim Waldburgenbau. Sie hören Martin zuerst und eilen seiner Stimme entgegen. Einer von ihnen läuft zum Lager zurück, um die anderen Jungscharler herbeizuholen.

Mit Martin jagt die Gruppe zum Brandherd. Sie schlagen Tannengrün und werfen es auf die kleinen Flammenzungen. Es beginnt ein Kampf mit dem Feuer. Am wildesten kämpft und arbeitet Martin. Sein Hemd ist zerrissen, Funken haben Löcher gefressen, seine Arme und Beine sind über und über zerkratzt.

Als die ganze Mannschaft des Lagers mit Beilen und Schaufeln angelaufen kommt und der Wagen des Lagerleiters mit den gefüllten Wasserkannistern eintrifft, sind schon alle Flammen erstickt und ausgetreten.

Eine Brandwache wird eingeteilt und dann kommt die Frage des Lagerleiters: „Wer von euch hat das Feuer entdeckt?“

Die Jungen sehen sich an. Wer hatte zuerst Feuer gerufen?

„Ich!“, sagt Martin. „Ich wollte gerade zu unserer Waldburg zurück, da plötzlich roch ich Feuer. Ich bin gleich hin, und da sah ich es auch schon. Erst habe ich versucht die Flammen alleine zu löschen, aber dann, als ich merkte, dass ich es nicht schaffen konnte, bin ich losgelaufen, um das Lager herbeizurufen.“

„Mensch, Martin, ich sehe, du sammelst ganz gewaltig Pluspunkte.“ Der Lagerleiter sieht Martin an. „Du, Martin, das müssen wir gleich unserem Baron erzählen, und unsere Lagermedaille ist dir wohl auch schon so gut wie sicher.“

Die Jungen gehen erzählend zum Lagerplatz zurück. Es sind nicht wenige, die Martin die Hand schütteln und gratulieren. An erster Stelle natürlich Johannes. Er strahlt über sein ganzes Gesicht. War doch eigentlich ganz selbstverständlich: sein Freund Martin. So ein echter Jungscharler und Häuptling. Wie könnte es nur anders sein?

Aber Martin kommt innerlich nicht zur Ruhe.

Selbst die spannende Fortsetzungsgeschichte am Lagerfeuer kann ihn heute Abend nicht fesseln.

Nach der Geschichte folgt die Abendandacht. Diesmal geht es um Daniel und seine Freunde am Königshof von Nebukadnezar. Reinhold erzählt, wie der junge Daniel und seine zwei Freunde aus einer lebendigen Verbindung mit Gott gerissen werden sollen. Entweder sie beten das goldene

Standbild Nebukadnezars an oder sie müssen sterben. Doch die drei jungen Männer halten Gott die Treue. Selbst der feurige Ofen kann ihnen nichts anhaben. Der König ist so beeindruckt von der Macht und Größe ihres Gottes, dass er selbst diesem Gott die Ehre gibt (Buch Daniel Kapitel 3).

Reinhold erklärt seinen jungen Zuhörern:

„Um wie Daniel den Anfechtungen widerstehen zu können, müssen wir

1. die Orientierung für unser Leben im Wort Gottes, der Bibel, suchen,

2. furchtlos unseren Glauben bekennen,

3. Gott alles zutrauen, ihn beim Wort nehmen.

Bei der Gebetsgemeinschaft im Zelt betet Martin nicht mit. Er möchte gern beten, aber er traut sich nicht mehr. Es steht so viel zwischen ihm und Gott.

Hat „Nebukadnezar“ ihn denn schon gefangen genommen?

Es hält ihn nicht mehr im Zelt. Er wartet bis alle eingeschlafen sind und Fürst Günter von der Gebetsgemeinschaft der Mitarbeiter zurückkommt und in seinem Schlafsack verschwindet. Leise kriecht Martin aus dem Zelt.

Oben vom Küchenzelt hört er das Flüstern der Wache. Martin will nicht hingehen.

Er möchte mit jemanden reden, dem er vertrauen kann. „Was machst du denn hier, Martin? Wir haben doch noch keinen Vollmond, dass du schlafwandeln musst!“ Der Kanzler Armin! Er

kommt gerade vom „Schwein“, dem Leder, wo der Tagesplan und die Ereignisse des Lagers bekannt gegeben werden. Der „Kanzler“ ist derjenige, der alles im Lager können und regeln muss. Mediziner und Banker in einer Person. Außerdem ist er Jungscharleiter und in seiner freien Zeit auch noch Schullehrer.

Martin sieht Armin stumm an.

„Was ist denn los mit dir?“, fragt dieser freundlich. „Du siehst aus, als hättest du einen dicken Kloß im Hals.“ „Hab' ich auch“, antwortet Martin stockend. „Meinst du, Reinhold hat jetzt noch Zeit für mich?“

„Na klar!“ verspricht Armin, ohne zu zögern. „Warte hier, ich hole ihn.“

Als Martin dann neben Reinhold den ruhigen Waldweg entlanggeht, fällt es ihm schwer, sein Anliegen loszuwerden. Er setzt an, dann sinkt ihm wieder der Mut. Plötzlich fasst er sich ein Herz, und dann ist alles raus: „Das mit dem Waldbrand war meine Schuld. Ich hatte geraucht im Wald.“ Jetzt fühlt sich Martin schon leichter ums Herz. „Es tut mir sehr leid, euch alle belogen zu haben.“

Reinhold sieht den Jungscharler ruhig an. Er spürt dem Jungen ab, dass es ihm ehrlich Leid tut und sagt: „Weißt du, wem du das noch viel eher sagen musst als mir?“ Martin nickt. „Jesus, nicht wahr?!“

„Richtig, Martin. Jesus wartet auf Leute, die

Fehler machen, die aber auch den Mut haben, mit diesen Fehlern zu ihm zu kommen und ihn um Verzeihung zu bitten. Wie man mit einem Schwamm die Tafel reinwischt, so wischt Jesus dich durch seine Liebe rein.“ Martin lächelt. „Ich habe lange nicht gebetet“, sagt er. „Jetzt möchte ich Jesus gerne etwas sagen.“

Sie setzen sich. Martin spricht ein kurzes Gebet in einfachen Worten. Er bittet Jesus um Vergebung für seine Lügen, und dass er den Wald so in Gefahr gebracht hat. Reinhold dankt Gott, dass durch Jesu Tod und Auferstehung niemand mehr von seiner Schuld erdrückt werden muss.

„Daniel hat mich sehr beeindruckt“, erklärt Martin. „Der ist für seinen Gott sogar in den feurigen Ofen gegangen, und Gott hat ihm geholfen.“

„In einen feurigen Ofen wirst du nicht gleich müssen“, sagt Reinhold lachend. „Aber in vielen kleinen Handlungen hast du die Möglichkeit, Wegweiser auf Gott zu sein.“ Martin nickt.

„Du, Reinhold“, sagt er plötzlich. „Ich möchte den anderen Jungen auch offen sagen, dass ich sie angelogen habe und dass es mir Leid tut.“

Reinhold klopft ihm anerkennend auf die Schulter. „Das finde ich prima. Du schreitest schon wieder mutig voran auf dem Weg der Nachfolge. Weißt du, wem du auch von der Sache erzählen müsstest?“ Martin schüttelt den Kopf. „Dem Baron natürlich. Du hast schließlich seinen Wald angezündet.“

Martin kratzt sich verlegen am Kopf. „Hoffentlich gibt das kein Donnerwetter.“ Doch dann lachen beide und machen sich auf den Rückweg.

Martin geht zurück zu seinem Zelt. Er ist froh. So froh, wie er schon lange nicht mehr war. Am liebsten würde er singen und jauchzen.

Nach einem Tag voller Sport und Spiel, angefüllt mit Erleben, liegen alle im tiefsten Schlummer.

Martin summt ein Lied vor sich hin, das einmal sein Lieblingslied war: „Meinem Gott gehört das Himmelszelt ...“

Vor seinem Zelt nochmals:

„Und sein Eigen bin auch ich – Gottes Hände halten mich. Gleich dem Sternlein in der Bahn – keins fällt je aus Gottes Plan.“

In der Burg macht er erst gar nicht seine Taschenlampe an. Schnell will er in seinem Schlafsack verschwinden, da flüstert plötzlich eine Stimme:

„Martin! Ist nun alles wieder in Ordnung?“

Das war doch Johannes. Er hat also etwas gemerkt und ist wach geblieben. Er hat auf mich gewartet! Der hat mich nicht abgeschrieben! Wieder flüstert Johannes: „Du hattest im Wald geraucht?“

„Ja, der Lagerleiter weiß alles. Morgen gehe ich zum Baron!“

„Ich komme mit!“

„Danke, Johannes, aber das habe ich wirklich

nicht verdient.“ Er drückt Johannes dankbar die Hand.

Es ist mucksmäuschenstill, als Martin am anderen Morgen allen Jungen des Lagers die Wahrheit über den Waldbrand sagt. Die Jungen hören schweigend zu. Das beeindruckt sie. Hier hat einer den Mut, sein eigenes Versagen zuzugeben. Das hätten sie Martin nicht zugetraut. Kaum ist er fertig, klopfen ihm einige anerkennend auf die Schultern. Johannes ist stolz auf seinen Freund. Er hat nur die große Sorge, dass Martins Umkehr zu Gott eine Eintagsfliege ist. Ob sein Freund jetzt wieder mit ganzem Herzen zur Jungschar gehört? Er muss unbedingt mit ihm darüber reden.

Am anderen Morgen nach der Bibelarbeit ist der Baron wie immer mit seiner Frau mitten unter den Jungen. Seine Fragen und Erlebnisse lassen die Bibelarbeiten noch lebendiger werden.

Auf dem Weg zum Wagen redet der Lagerleiter mit ihm. Martin ist sehr aufgeregt. Wenn der Baron ihn nach Hause schickt? Wenn die Jungschar durch seine Schuld nicht mehr in den Steinwald kommen darf?

Johannes steht schon neben ihm. Beide gehen sie zusammen zum Baron. Der Lagerleiter spricht immer noch mit ihm.

Die gütigen Augen des Mannes, der schon so viel mit seinem Gott erlebt hat, sehen auf die beiden Jungen.

„Nun, Martin, bring deine Feuermeldung vor!“

Martin erzählt alles, ohne den Versuch zu machen, sich zu entschuldigen.

Still und aufmerksam hört der Baron zu.

Dann erzählt er, wie schrecklich ein Waldbrand ist. Er berichtet von der Not, in die Menschen und Tiere kommen können.

Auf dem Lagerplatz haben längst die fröhlichen Burgenwettkämpfe begonnen.

„So, Martin, was soll ich jetzt mit dir machen?“ Martin zuckt die Schultern. „Ich habe eine Idee“, fährt der Baron fort. „In unserem uralten Försterhaus gibt es einen ebenso alten Kamin. Der ist schon lange ‚tot‘.

Wäre das keine Aufgabe für dich, ihn herauszuhauen?“ Martin nickt strahlend. „Wann fängst du mit der Arbeit an?“, fragt der Baron weiter.

„Heute in der Mittagspause!“

„In Ordnung, den Hausschlüssel lege ich dir auf die Fensterbank. Und ...“

„Mit dem Rauchen, da bin ich fertig, Herr Baron!“

„Freut mich, Martin, du kennst ja auch den Herrn, der Kraft gibt, gute Vorsätze auszuführen.“

Gleich nach dem Mittagessen machen sich Martin und Johannes auf den Weg zum alten Försterhaus, der Patterlhütte. Unterwegs gesellt sich „Fürst Günter“ zu ihnen. „Was er wohl vorhat? Wo will er hin?“, rätseln die beiden jetzt wieder „Unzertrennlichen“.

Günter bleibt bei ihnen bis zum Forsthaus. So ganz nebenbei bemerkt er, als Martin die Tür aufschließt:

„So, jetzt wollen wir mal sehen, wie wir den alten Kamin abbauen.“

Johannes und Martin sehen sich an: Unser Burg-herr will uns helfen? „Mensch, Klasse, ganz große Klasse, Günter! Das hätten wir nicht erwartet!“

Martin fühlt sich wieder ganz in die Mitte genommen. Ist doch wirklich eine ganz große Sache diese Jungschargemeinschaft und ich, ich ...

Das Geheimnis des Kamins

Den dritten Nachmittag sind sie jetzt schon Abbrucharbeiter. Es hat viel Staub und Dreck gegeben. Das Lager-nationalgetränk „Grünes Gift“, Brause-Waldmeister, haben sie literweise runtergekippt. Beim Abspülen der verstaubten Körper tut der Brunnen vor der Patterlhütte mit seinem kühlen Quellwasser unbezahlbare Dienste.

Wenn die drei sich heute noch einmal richtig sputen, dann ist die Arbeit geschafft. Diesmal haben sie den ganzen Nachmittag Zeit. Alle Burgbesetzungen des Lagers sind in das Freibad des Städtchens gegangen. Es sieht so aus, als ob es einen Wetterumsturz geben wird. Da heißt es, die Badegelegenheit auszunutzen.

Plötzlich klingt es, als ob Stahl auf Stahl trifft.

„Was war das? Vorsicht! Ganz langsam!“, ruft Günter. Behutsam legen die Jungen jetzt eine alte Kaminplatte frei. Ein Wappen, Buchstaben und Zahlen werden erkennbar.

Diese Platte musste vor ziemlich langer Zeit vermauert worden sein.

„Haltet fest! Wir lösen die Platte!“, fordert Günter die beiden Freunde auf. Sofort packen sie zu. „So, das hätten wir geschafft, das gute Stück gerettet.“ Sie halten die Kaminplatte in ihren Händen. Der Baron wird sich darüber freuen.

Vorsichtig legen sie den wertvollen Fund in eine Ecke. Johannes greift erneut zum Hammer. Doch bevor er zuschlagen kann ruft Martin:

„Halt! Seht doch! Da glänzt etwas silbern!“

Wahrhaftig! Die schöne Kaminplatte hatte sie so gefangen genommen, dass ihnen das Loch hinter dieser Platte nicht aufgefallen war. In diesem Loch lag eine kleine, silbern glänzende Kiste.

„Mensch, Leute, wir haben einen Schatz gefunden, den Schatz der Patterlhütte“, jubelt Martin als erster los.

„Was sollen wir jetzt machen? Den Baron holen? Die Kiste vorher öffnen? Einen Blick auf das Geheimnis werfen? Ganz bestimmt ist etwas sehr wertvolles oder geheimnisvolles drinnen.“

„Ich hole meinen Wagen und dann fahren wir sofort zum Baron. Ihm gehört das Haus und damit auch die Kiste“, entscheidet Günter.

Mit rasendem Tempo fahren die drei Schatzfinder zum Schloss des Barons.

Der Baron ist in der Scheune. Mit sich überstürzenden Worten erzählen Martin und Johannes ihr Erlebnis.

Es klingt nur so von:

Geheimnis des Kamins – Schatz der Familie – Funde des Jahrhunderts – Gold und Edelsteine. Die Fantasie der beiden scheint unerschöpflich zu sein.

Dem verdutzt dastehenden Baron hält Günter den verschlossenen Eisenkasten entgegen.

„Jetzt bin ich aber gespannt, was ihr großen Schatzfinder aus dem alten Kamin geholt habt. Kommt mit in die Werkstatt.“ Günter und die Jungen folgen dem Vorangehenden. Nach viel Mühe gelingt es ihnen, die Kiste zu öffnen. Martin und Johannes halten den Atem an, so gespannt sind sie. Was wird jetzt – vielleicht nach Jahrhunderten – wieder ans Tageslicht kommen? Der alte Eisendeckel fliegt hoch. „Ein Buch – nur ein altes Buch“, sagt Martin enttäuscht.

Wahrhaftig, in der Eisenkiste liegt ein richtiger alter Schweinslederband.

„Es ist eine Bibel! Eine uralte Bibel!“, rufen der Baron und Günter wie aus einem Mund.

Vorsichtig nimmt der Baron die Bibel aus der Kiste und schlägt sie auf. Die ersten Seiten sind alle eng beschrieben. Die Tinte ist schon sehr matt geworden.

„Was ist denn das für eine Schrift?“, fragt Martin. „Lateinisch? Die kann ich ja gar nicht lesen.“

„Das ist Deutsch, wie man es früher geschrieben hat“, sagt der Baron. „Hier hat sicher jemand seine Lebens- oder Familiengeschichte aufgeschrieben. Das hat man früher oft in Bibeln getan. Sieh mal, hier kann ich einen Namen entziffern: Martin Herzog. Ein Namensvetter von dir, Martin.“

„Und was ist das für eine Bibel?“, fragt Günter.

Vorsichtig blättert er nach den handgeschriebenen Seiten weiter. Ein großes Wappen wird sichtbar, es folgt eine Widmung. Günter liest:

„Ernst, Herzog von Sachsen, Coburg und Gotha.“ Dann folgen die Jahresangaben, auch hier müssen Johannes und Martin wieder „passen“; denn das Jahr steht in lateinischen Zahlen. MDCXLI = 1641.

„Da tobte ja in Deutschland noch der Dreißigjährige Krieg!“, ruft Johannes aus. Dem Bild des Herzogs folgen die Bilder einer Reihe von Herrschern aus dem Hause Sachsen-Wettin.

Viele Kupferstiche und Erklärungen sind im Text verteilt, schmücken und verdeutlichen ihn.

„Das ist ja ein Prachtstück von einer Bibel“, entfährt es dem staunenden Martin.

„Jungens, ihr habt mir wirklich einen großen Schatz ins Haus gebracht. Ich freue mich sehr“, erklärt der Baron. „Diese Bibel wird auch Kurfürstenbibel genannt und ist eine der ersten mit

Erklärungen, die es in deutscher Sprache gegeben hat!“

„Dann ist das wohl so eine ähnliche wie die Stuttgarter Jubiläumsbibel, die meine Mutter hat“, stellt Johannes fachmännisch fest.

„Ja, das stimmt“, antwortet der Baron. „Am meisten freut es mich, dass der eigentliche Besitzer sie nicht als Prachtstück in den Glasschrank gestellt hat. So machen es leider viele Menschen mit ihrer Konfirmations- oder Hochzeitsbibel. Seht mal, ihr drei: Überall hat der Besitzer in ihr gearbeitet. Immer wieder sind Stellen an- oder unterstrichen. Auch Randbemerkungen und Ausrufungszeichen fehlen nicht.“

Auch Martin wird von der Freude und Begeisterung des Barons angesteckt. Aufmerksam hört er zu, was der Baron ihnen erzählt und zeigt.

Als der Baron die drei auffordert, mit ihm die Hände zu falten und für den großen Schatz zu danken, ist er ganz dabei. Staunend hört er, wie freundlich der Baron mit Gott redet. Ganz natürlich klingt es, als rede jemand mit einem, der ihm gegenüber steht. Dann hört er: „Nochmals danke, lieber Herr, dass wir kein Gold, Silber oder Edelsteine gefunden haben, sondern dein Wort des Lebens!“

Das kräftige „Amen“, das Günter, Johannes und Martin nach dem Gebet sprechen, zeigt, dass sie ganz dahinter stehen.

Nach der Vernichtung von sehr viel Kuchen

und Apfelsaft verlassen die drei das Schloss. Am Himmel sehen sie schon die ersten Gewitterwolken sich zusammenballen.

Die anderen Jungscharler sind schon vom Baden zurück. Schnell werden noch einige Zeltgräben vertieft, Zelte entspannt und Heringe fester eingeschlagen.

Auf dem ganzen Lagerplatz herrscht geschäftiges Treiben, sodass nur die Burgbesatzung von Günter die Geschichte des wertvollen Fundes erfährt.

Ein Sturm kommt auf und mit ihm Blitz und Donner. Der Regen prasselt auf die Zelte.

Günter lässt seine Burgbesatzung in die Schlafsäcke kriechen.

„So jetzt haben wir endlich Zeit für unsere Regenolympiade! Erste Disziplin: Meisterschaft der Erzähler! Jeder kann erzählen: Gelesenes – Gehörtes – Geschehenes – Geträumtes – Erlebtes – Erfundenes – Gesponnenes – erster Aufruf! – Johannes – gut – schieß los! Ruhe für den ersten Meister!“

Johannes setzt sich aufrecht hin und beginnt zu erzählen. Der Regen rauscht vom Himmel. Im trockenen Zelt hört sich das wunderschön an. Es ist richtig „heimelig“ in der Burg. Ein Junge nach dem anderen erzählt. Dazwischen stimmt Günter immer wieder ein Lied an. Die Burg des Dienstes, sie hat Wache und Tischdienst, geht in Regenumhänge eingehüllt von Burg zu Burg und bringt das

Abendessen. Zwischen Regen und Donner hören die Jungen plötzlich einen Automotor brummen. Wer kommt bei diesem Wetter in ihr Lager? Fürst Günter sieht nach draußen. Natürlich, wer sollte es auch anders sein: der Baron. Als er von seinem Wagen zum Lagerleiterzelt läuft, ist er im Nu durchnässt. Schon auf dem Platz ruft er laut:

„Ich musste doch einmal sehen, wie es euch bei diesem Unwetter geht?“ Er begrüßt Reinhold im Leiterzelt. „Sind die Zelte dicht? Sind alle rechtzeitig aus dem Wald ins Lager zurückgekommen? Habt ihr noch genug Holz in der Jurte (=rundes Filzzelt mittelasiatischer Nomaden)? Ich mache euch noch schnell einen Baum klein!“

Er läuft im strömenden Regen zurück zu seinem Wagen, holt die Motorsäge heraus und sägt Holz für das Lagerfeuer in der Jurte.

Günter hat alles durch seinen Zeltspalt beobachtet. „Wer kommt mit und hilft dem Baron?“ Blitzschnell hat Johannes seine Schuhe an. Aber auch Martin, der sich vorher immer vor jeder Arbeit im Lager gedrückt hatte, ist dabei.

„Na, wird das für heute reichen, oder soll ich noch einen trockenen Baum fällen?“, fragt der Baron.

„Vielen Dank, das reicht massig!“

„Was steht denn heute auf dem Abendprogramm? Die Fortsetzungsgeschichte mit eurem Lagerleiter?“

„Wir wollen die Vorentscheidung des großen

Sängerwettstreites durchführen. Kommen Sie heute Abend wieder zu uns ans Lagerfeuer?"

„Nein, ich habe in die handgeschriebenen Seiten der alten ‚Kurfürstenbibel‘ hineingeschaut. Das scheint ein äußerst spannender Bericht zu sein. Heute Abend will ich mich darin vertiefen.“

„Ach“, sagt Martin nachdenklich und legt kunstgerecht den letzten Holzsplit für ein Kastenfeuer auf. „Wenn ich diese Schrift nur lesen könnte. Mich würde sehr interessieren, warum dieser Martin Herzog eine Bibel in einem Eisenkasten in Sicherheit gebracht hat. Wieso war sie ihm so wertvoll?“

„Wie wäre es, Herr Baron“, sagt plötzlich Günther, „wenn Sie uns heute Abend aus unserem großen Fund am Lagerfeuer vorlesen würden?“

„Bitte, Herr Baron“, sagen Johannes und Martin. „Das würde ein spannender Abend werden. Bitte lesen Sie doch!“

„Aber eure Sängemeisterschaft!“

„Die können wir immer noch starten, wenn es regnet, haben wir auch am Tag genug Zeit dafür! Bitte kommen Sie!“

Voller Erwartung, gespannt, was der Baron heute Abend lesen wird, sitzen die Jungen dichtgedrängt in der Jurte. „Den großen Martin“ haben sie den Mann der Bibel schnell benannt. Dass es draußen kühler geworden ist, der Regen immer noch prasselnd niederfällt, stört sie kein bisschen. Hier in der Jurte brennt das Lagerfeuer,

singen sie ihre Lieder, hier ist jetzt ihre Welt und ihr zu Hause. Der Baron hat sich mitten zwischen sie gesetzt. Die Blätter mit der Geschichte des Martin Herzog hat er vorher abgelichtet, so kann kein Funkenflug die Bibel in Gefahr bringen.

Die Jungen, einige sind schon heiser von den vielen Liedern, die sie gesungen haben, sehen gespannt auf die von den Flammen beleuchtete Gestalt des Barons.

„Ich lasse eine kurze Einleitung des Schreibers weg, die ist nicht so bedeutsam“ ...

Die Geschichte der alten Bibel

Ich muss etwas zu essen finden. Ich kann nicht mehr. Warum noch weiter mich quälen? Es hat doch alles keinen Sinn. Warum bin ich nicht bei unserem Haufen geblieben? Freiheit!? So habe ich sie mir nicht vorgestellt. Wie konnte ich sie nur wollen? Ich werde doch gehetzt wie ein Tier. Wie ein wildes Tier. Und wenn mich die Reiter wieder einfangen, dann schlagen sie mich wie ein solches tot. Fangen mich die Bauern, geht es mir ebenso.

Ist denn niemand in dieser Welt, der mir hilft?

Ich bin doch nur ein Kind! Ich bin doch noch ein Kind! Die Reiter sind die Todfeinde der Bauern. Sie plündern das Land restlos aus, schonen nicht Frau noch Kind. Die Bauern zahlen es mit

gleicher Münze heim. Wehe dem Reiter, dem Jungen, den sie fangen.

Aber ich bin doch eines Bauern Kind! Vor dem ganzen Haufen hatten sie mir gesagt: „Morgen, da mußt du mit. Die Pferde, die können die kleinen Jungen versorgen.“ Morgen – da sollte ich doch mit: Rauben – Plündern – Stechen – Schiessen – Morden – Brennen!

Dann, in der Nacht, da habe ich ihn wieder geträumt, meinen schrecklichen Traum, wo ich immer anfangen, so zu schreien:

Ganz klein bin ich noch. Dunkel ist es. Ich bin geborgen – zu Hause! Plötzlich: Schreie und Schüsse. Feuer brennt irgendwo. Türen werden eingetreten. Holz splittert und kracht.

Mein Vater steht da, groß und stark. Er hat einen Spieß in seiner Hand. Er kämpft. Die Scheune mit den Vorräten, der Stall mit unserem Vieh brennt. Menschen und Vieh schreien in Todesnot! Dort liegen mein Vater und meine Brüder.

Eine Hand packt nach mir. Ich schreie, beiße, trete. Doch diese Hand hält mich fest. Sie ist das Zupacken und Zuschlagen gewöhnt. Ich kann nur noch wimmern. Halbtot bin ich, als mich der Reiter im Lager auf einen Wagen wirft.

Eine Frau sitzt darauf, eine Marketenderin.

„Da hast du ein Spielzeug! Wird vielleicht einmal ein Trossbub (=verächtlich für: Gesindel)!“ Ein wüstes Gelächter erklingt. Der Reiter stiebt davon.

Warum schlagen sie mich so viel? Warum muss ich so viel hungern? Ist denn keiner in dem Haufen, der mich liebt, zu meiner Mutter bringt! Hört auf, ich kann es nicht mehr ansehen, eure Schandtaten. Lasst den Bauern frei! Er könnte doch euer Vater sein!

Ich kann nicht mehr mit anhören euer Fluchen und Lachen.

Oh – meine armen Augen, meine armen Augen, meine armen Ohren. Immer wieder sehe ich die schrecklichen Bilder – auch heute auf meiner Flucht vor den Reitern. Haben mich Hunger, Angst und Einsamkeit schon in den Wahnsinn getrieben? Bin ich ein Sterbender? Aber ich bin doch noch ein Kind.

Dann musste ich mich um die Pferde kümmern. Dort war ich gern. Diese geschundenen Geschöpfe, die passten zu mir. Dort konnte ich mich ausweinen und fand wenigstens etwas Wärme.

Der Reiter, der mich zu seinem Eigentum erklärt hatte, war mein größter Peiniger. „Morgen“, hatte er gesagt, „Morgen kommst du mit. Wir haben im Wald ein Versteck von Bauern gefunden. Das wollen wir ausnehmen!“ Wie schrecklich gellte sein Gelächter in meinen Ohren.

Ich soll auch ein Bauernschinder werden? Sen-gen – Brennen – Quälen? Nein! Ich kann nicht. Als in der Nacht alles schlief, vom Branntwein betäubt, auch die Wache, bin ich weggelaufen.

Mein Vorsprung sind die Stunden der Nacht, dann werden sie mich erbarmungslos jagen.

Und wenn sie mich wieder einfangen, dann werden sie kein Erbarmen und keine Gnade mit mir kennen. Den ganzen Tag schon irre ich umher.

Jetzt kann ich sie sehen. Sie haben meine Spuren gefunden. Dort hinten sind sie. Die untergehende Sonne beleuchtet mit ihren Strahlen die wilden, verwegenen Reitergestalten.

Sie haben ihre Pferde angehalten. Beobachten scharf die Gegend. Sie suchen nur mich heute.

Ich presse mich an den Boden. Vergesse Hunger und Erschöpfung. Wäre ich doch nur ein Tier, dass ich mich in die Erde verkriechen könnte. Ich höre die Rufe der Reiter.

Nach einiger Zeit hebe ich wieder vorsichtig meinen Kopf.

Der lange Anführer hebt den Arm!

Sie reiten! Sie reiten weg! Haben mich nicht entdeckt! Ich lebe, darf leben. Doch wofür und wie lange?

Wo soll ich denn hin? Schnell wird es nun dunkel werden, Nacht. Und ich habe immer noch nichts zu essen. Wenn dieser schrecklich bohrende Hunger nicht wäre. Ob ich einfach liegen bleibe, träumen will ich von zu Hause, Vater – Mutter – Menschen, die mich lieben und verstehen.

Wie oft habe ich schon geschrien unter Schmerzen, geflüstert im Traum. Aber niemand hat mich gehört. Niemand!

Doch ich bleibe nicht liegen, ich laufe, taumle weiter. Krieche wie ein verwundetes Tier.

Nun ist es Nacht. Kühle, feuchte Nacht.

Da, was ist dort auf der Waldlichtung? Stocksteif bleibe ich liegen. Es ist sicher keine Einbildung, Gaukelei meines hungrigen Magens. Auf der Lichtung sind Menschen.

Menschen? Soll ich sie rufen? Darf ich zu ihnen kriechen?

Doch, sind das wirkliche, gute Menschen? Gibt es sie in dieser schrecklichen Zeit überhaupt noch?

Sind nicht alle zum Raubzeug geworden? Schlimmer als Tiere. Bestien, die nur das Aussehen von Menschen haben.

Nein, ich darf nicht zu ihnen. Sie alle sind meine Todfeinde.

Der Wind trägt es mir zu, so kann ich es hören, sie flüstern miteinander:

„... und ich bleibe dabei: Da vorne ist einer. Ein Mensch, sicher ein Späher dieser Bande.“ „Du träumst, Jakob, du bist übermüdet. Der Wind hat einen Zweig bewegt, das ist alles. Oder ist es die Angst vor der Reiterbande im Wald?“

„Angst, nein, wer hat denn noch Angst. Wer unsere Zeit miterlebt, der kennt nicht mehr Frieden und Freude, Angst und Achtung. Es gilt doch nur noch eines: Totschlagen oder totgeschlagen werden.“

Wieder presse ich mich an die Erde und wage

kaum zu atmen. Wie laut klingt doch das Schlagen meines Herzens in der Stille. Hoffentlich beginnt es nicht wieder in meinem Magen zu rumoren. Wo noch Bauern sind, da gibt es auch noch etwas Essbares.

Brot aus Baumrinde und Wurzeln sind eine Kostbarkeit. Ich werde fast wahnsinnig bei dem Gedanken: Die Bauern dort haben Brot! Vielleicht haben sie gar guten Hirsebrei! Beinahe wäre ich aufgesprungen. Doch ich muss liegen bleiben. Wie ein toter Ast. Das kann ich gut. Habe ich mich nicht auch totgestellt, als ein betrunkenere Reiter nach verlorenem Würfelspiel seine Wut an mir ausließ?

Ich darf mich nicht bewegen. Sonst komme ich nie zu Brot, nie nach Hause.

Mutter hatte immer mit mir die Hände gefaltet und gebetet. Die wilden Reiter lachten und schlugen mich, als ich es im Lager tat. Ich bin steif von der Bodenkälte. Kann ich noch die Hände falten? Es geht. „Hilf mir doch!“

Vorsichtig, ganz vorsichtig versuche ich mich seitwärts zu bewegen. Ich muss einen Bogen um die Wächter schlagen.

Schnarcht da nicht jemand? Sind die Wächter wirklich eingeschlafen, oder ist es nur eine List, um mich zu fangen?

Nur ganz langsam und vorsichtig. Mit meinen Fingerspitzen fühle und ertaste ich den Weg. Jeder trockene Ast, der bricht, kann mich verra-

ten. Jedes Steinchen, das rollt, kann mich in die Hände der Bauern bringen. Jetzt muss ich die beiden Wächter umgangen haben. Ich darf wieder etwas schneller kriechen.

Diese Wurzel hier will ich kauen, um damit meinen Hunger zu betäuben. Das hilft einen Augenblick.

Wo sind nur die Verstecke der Bauern, wo ist Brot?

Wenn ich nicht gleich etwas zu essen finde, fange ich an zu schreien: Hunger!

Halt! Ich rieche deutlich den Geruch eines Holzfeuers. Es duftet nach Brot! Nach frisch gebackenem Brot!

Das muss ich haben!

Doch bevor ich ein Brot packen kann, mit meinen Zähnen zerreißen kann, packt mich eine starke Faust im Nacken.

Höre ich wieder einmal schauerliches Fluchen. Schläge prasseln auf mich nieder. Faust und Stockschläge. Treffen Kopf und Körper.

Ich versuche mich loszureißen, trete, beiße. Doch die Hand hält mich fest.

Halb bewusstlos höre ich noch, wie andere Stimmen hinzukommen. Höre sie erregt rufen: „Kundschafter – Bauernmörder – schlimmer als Wölfe.“

Ich komme wieder zu mir. Ein kleines Feuer brennt. Die oft so schrecklich geplagten Bauern haben einen Ring gebildet. Frauen und Kinder

stehen hinter den Männern. Einer leitet die Gerichtsversammlung. Es ist wohl der Schulze (= Gemeindevorsteher).

Keiner der Bauern sagt ein Wort zu meinen Gunsten. Ich kann nichts sagen. Alle wollen sie meinen Tod. Der Bauer, der mich gefangen hat, rühmt sich und wird gelobt. Für mich bleibt nur der Strick. Den haben sie mir schon um Hände und Füße gebunden. Um den Hals soll er, das ist der Wille der Bauern.

Ich weine verzweifelt in mich hinein.

Plötzlich ein Schreckensruf aus der Versammlung: „Reiter! Flieht! Rettet euch!“

Meine Gefangennahme und die Gerichtsversammlung hatten alle Bauern herbeigelockt. Auch die Wächter wollten sich dieses Schauspiel nicht entgehen lassen.

Doch die da mit Fackeln angeritten kommen, sind nicht die verkommenen Gestalten meiner schrecklichen Quälgeister von vorgestern.

Es kommen gut ausgerüstete Bewaffnete. Ihre Kleidung und die Pferde sind gepflegt. In wessen Hände werde ich jetzt geraten? „Halt! Keiner wage zu fliehen! Was geht hier vor!“

So klingt nur die Stimme eines Mannes, der gewohnt ist zu befehlen und dass man ihm gehorcht.

„Wer ist der Schulze dieses Dorfes? Der Dorf-richter? Herkommen!“

Zitternd fällt der Bauer, der eben noch mein

Todesurteil gefällt hat, vor dem Anführer der Reiter auf die Knie.

„Gnade und Erbarmen, Herr. Wir sind nur arme, ausgeplünderte Bauern. Unser Dorf haben sie verbrannt. Die Hälfte der Dorfbewohner haben sie umgebracht. Wir besitzen nichts mehr. Nur unser Leben. Gnade und Erbarmen für unsere Frauen und Kinder!“

Bittend hat der Schulze vor dem Reiter die Hände erhoben. Die Fackeln der Reiter beleuchten das Gesicht des Anführers. Wird er den Befehl zum Dreinschlagen, zur Plünderung geben? Geht dieser schreckliche Krieg denn immer weiter?

Doch das Gesicht dieses Mannes strahlt Güte aus. Er sieht wie ein Vater aus. Warum weine ich denn schon wieder?

„Stehe auf, Bauer. Kennst du mich denn nicht? Ich bin nicht zum Morden und Sengen unterwegs. Ich will helfen! Versuchen, Wunden zu heilen, Not zu lindern, Schrecken zu beseitigen. Vor mir müssen nur die Banden der Plünderer zittern. Kennst du mich immer noch nicht? Kennst du nicht deinen Herzog?“

Jetzt kommt Leben in die verängstigten, vor Schreck fast erstarrten Gestalten.

„Unser gnädiger Herr Herzog kommt zu seinen Bauern. Wir sind nicht verloren! Einer kümmert sich um uns! Nun wird alles wieder gut!“

„Ihr lieben Leute, ich will für euch arbeiten und so viel helfen, wie in meiner Kraft steht. Aber

habt ihr denn ganz vergessen, dass *einer* immer bei euch war? Habt ihr denn den lebendigen Gott vergessen?“

„Es stimmt, es ist wirklich unser Herzog“, murmelt eine Stimme in die Stille hinein, „sie nennen ihn nicht umsonst Herzog Ernst den Frommen.“

„So nun geht in eure Hütten und schlaft. Ihr seid alle übermüdet. Heute halten meine Reiter für euch die Wache. Und morgen, bei Tag, wollen wir miteinander beraten, wie ich euch helfen kann. Jeder kann mir sagen, was er braucht zum Überleben. Wisst ihr schon, dass sie in Münster und Osnabrück den Frieden für das Reich beschlossen haben?“

„Frieden! Frieden! Wirklich, Herr Herzog?!“ Ein Taumel kommt über die Menge. Viele weinen, andere fallen sich in die Arme. Frieden! Nach dreißig Jahren, sie können es kaum begreifen und fassen. Dann jubeln sie und loben ihren Herzog, der ihnen die Botschaft gebracht hat, ihren Herzog Ernst den Frommen.

Mich haben sie gänzlich vergessen. Ich könnte leicht fliehen, mich losreißen, einfach in den Wald laufen. Wer von den Bauern würde mir jetzt noch nachjagen?

Doch, wo soll ich hin? Wo habe ich Frieden? Heimat? Der Herzog ist von seinem Pferd gestiegen. Ein alter Wachtmeister teilt die Wachen ein. Ein Zelt wird für den Herzog aufgeschlagen.

Holz kommt aufs Feuer, das wieder hoch auf-
lodert.

Erlegtes Wild wird aus dem Gepäck des Herzogs gebracht und dem Schulzen für die Bauern gegeben.

Alles ist geschäftig, zufrieden, geborgen.

Plötzlich fällt der Blick des Herzogs auf mich:

„Wer ist der Junge dort mit dem Strick um den Hals?“ Alle sehen wieder auf mich. Wäre ich doch weggelaufen. Hätte ich die Gelegenheit genutzt. Aber ich habe keine Kraft mehr. Ich will auch einen Herrn haben, einen guten, frommen, wie diese Soldaten und Bauern ihn haben.

„Ein Mörder ist es, ein Dieb, ein Spion! Er will uns auskundschaften und an die Plünderer verraten. Herr Herzog, sprecht ihr jetzt über ihn das gerechte Urteil!“ Die fröhliche Stimmung der Bauern ist wieder in Hass umgeschlagen. Rache wollen sie nehmen. Wieder werden Fäusten geballt, und einer nimmt meinen Strick und zieht die Fesselung enger.

„Ruhe, Ruhe!“, donnert der Herzog mit lauter Stimme dazwischen. „Hat dieses Kind jemandem von euch Schaden angetan? Der trete vor! Ruhe, ihr Leute. Bei mir gilt nur die echte Tat.“ Schweigend starren die Bauern auf den Herzog. „Wie könnt ihr ein Kind umbringen wollen? Kennt ihr nicht die Gebote? Lest ihr nicht Gottes heiliges Wort, die Bibel? Ist kein Pfarrer unter euch, ihr armen Menschen?“

Die Bauern schweigen und sehen auf den Herzog, als hätte er in einer fremden Sprache zu ihnen gesprochen. Zwei Schritte. Der Herzog steht vor mir. Ein Griff seiner starken Hand und der Strick ist von mir.

Seine gütigen Augen sehen mich durchdringend an:

„Wie heißt du? Wo kommst du her? Was willst du bei meinen Bauern?“ Ich kann nichts antworten, weiß ich doch meinen wirklichen Namen nicht. Nur zwei Worte vermag ich zu lallen:

„Gnade – Hunger!“

Vor meinen Augen beginnt sich alles zu drehen. Ich muss dem Herzog bewusstlos in die Arme gefallen sein.

Vorsichtig öffne ich meine Augen. Wo bin ich? Noch auf dieser Erde? Ein lange nicht mehr gehabtes Freudengefühl durchströmt mich. Wärme durchdringt mich.

Träume ich? Soll ich nicht lieber meine Augen wieder schließen, damit dieser wunderschöne Traum nicht plötzlich verweht? Ich liege in einem Zelt. Warm in Decken eingehüllt. Verschwunden ist alle Angst vor den Reitern und den wütenden Bauern. Ist nicht doch alles nur ein Traum? Ich schreie auf: Mutter!

Eine Gestalt beugt sich über mich, streicht über mein Haar und sagt: „Iss und schlafe dich gesund. Du bist im Zelt des Herzogs. Niemand wird dir etwas zuleide tun.“

Der Herzog! Ich bin beim frommen Herzog Ernst. So hatte ihn doch der alte Bauer genannt.

Ich weiß gar nicht, wie lange ich geschlafen habe.

Draußen ist immer noch dunkle Nacht. Der Schritt der Wache vor dem Zelt des Herzogs, das Klirren des Schwertes sind die einzigen Laute in der Stille der Nacht.

Im Zelt brennt eine große, dicke Kerze. Sie steht auf einem Feldtisch. Langsam gewöhnen sich meine Augen an das Halbdunkel. Ich sehe den Herzog.

Er sitzt auf einem Schemel am Tisch und liest in einem dicken Buch. Dann faltet er über dem Buch seine Hände. Ich höre den Herzog reden. Es ist niemand im Zelt. Mit wem redet er? Mit wem spricht der Herzog, als ob er vor ihm stünde? Er redet von seiner Familie und seinen Bauern, seinen Bürgern und Soldaten.

Wie oft habe ich sie in der Reiterbande spotten gehört auf die Pfaffen und die Frommen. Dumm wären sie alle, faul und heuchlerisch.

Aber der Herzog, der mein Leben gerettet hat, er redet auch mit Gott. Er ist ein großer, gütiger Mann, bestimmt kein Heuchler. Wenn der Herzog mit Gott redet wie mit einem, dem man völlig vertrauen kann, dann muss es doch richtig sein. Ich schäme mich, weil ich zugehört habe.

Schnell stecke ich meinen Kopf unter die Decke.

Lange muss ich geschlafen haben. Es ist schon lichter Tag. Der Herzog – mein Herzog – ist nicht mehr im Zelt. Um das Zelt herrscht lautes Stimmengemurmel, dazu das Scharren vieler Füße. Als ich nach einer Mahlzeit, die mir der Wachtmeister gegeben hat, vor das Zelt trete, kann ich nur staunen. Wo haben sich alle diese vielen Bauern in den Wäldern versteckt gehalten?

Wie haben sie noch in der Nacht erfahren, dass ihr Herzog zu seinen armen Bauern gekommen ist?

Der Feldtisch steht jetzt vor dem Zelt. An ihm sitzt der Herzog. Man sieht es ihm nicht an, dass er in dieser Nacht kaum geschlafen hat.

Die Bauern kommen einzeln zum Herzog. Sie erzählen ihm von den schrecklichen Jahren. Ich höre mit an, was für grauenhafte Dinge an diesen armen Menschen geschehen sind.

Es ist ihnen gegangen wie mir und meinem Dorf. Dann kommen sie mit ihren Bitten.

Saatgut und Vieh brauchen sie, Holz und Ackergeräte. Wichtig sind des Herzogs Truppen, um die Bauern vor Überfällen zu schützen. Auch bitten sie um Freiheit von Steuern und Abgaben. Der Schreiber hinter dem Herzog nimmt sofort zu Papier, was der Herzog den einzelnen und den Dörfern verspricht.

Ich höre und staune. Hier ist ein Mann, ein Herzog, der wie ein Vater für sein Volk sorgt.

Das muss die Bibel, das Beten aus dem Herzog

gemacht haben. Satt bin ich, geborgen. Nur eine heimliche Angst will mich befallen, eine Sorge habe ich:

Wird der Herzog mich allein lassen? Darf ich in seiner Nähe bleiben?

Die Waldlichtung ist gefüllt mit armseligen Bauerngestalten. Auch ihre Frauen und die wenigen Kinder sind aus den Wäldern herausgekommen.

Alle sehen auf den Herzog. Er hat die mitgebrachten Lebensmittel schon verteilen lassen. Aber die Leute wollen mehr von ihm. Sie bleiben stehen und warten. So beginnt der Herzog zu ihnen zu reden:

„Ich will euch helfen und für euch da sein. Doch etwas, das könnt und müsst ihr tun, nur so wird es Frieden, wirklichen Frieden geben in unserem Land, in euren Dörfern und den Städten, in euren Häusern:

Ihr müsst hören auf Gottes Wort. Die Bibel muss zu euch reden! Sie ist das Brot des Lebens, die Kraft zum Leben.

Sie ist der Wegweiser zum Frieden, zur Freude, zu Jesus Christus, unser aller Herr und Heiland.“

Die Bauern haben mit stumpfen Gesichtern zugehört. Sie verstehen nicht. Sie bleiben stehen und warten.

Bis plötzlich ein alter Bauer vortritt. Er macht sich zum Sprecher der schweigenden Menge.

„Herr Herzog! Unser letzter Pfarrer wurde vor fünfzehn Jahren in der Kirche erschlagen, als er nicht unser Versteck und die Abendmahlsgeräte verraten wollte. Sein Blut ist in unserer zerstörten Kirche noch am Altar zu sehen.

Die letzte Bibel haben vor zwanzig Jahren die Reiter des Friedländers Wallenstein verbrannt.

Wir haben keinen Pfarrer und keine Bibel mehr. Wir wissen nicht mehr, was Gott will. Und, gnädiger Herr, würden wir armen ungebildeten Bauern sie verstehen und lesen können?“

„Recht hat er, der alte Bernhard. Genauso ist es!“, rufen einzelne aus der Schar der Bauern.

Des Herzogs Gesicht überfliegt eine Wolke von Mitleid und Traurigkeit.

„Ihr Armen! Verfolgt und geschunden hat man euch. Unter Kälte und Hunger habt ihr gelitten und dies alles ohne Gottes Wort! Ich will euch helfen! Gottes Wort soll zu euch kommen. Ich verspreche es euch. Ihr sollt es so bekommen, dass es jeder selber verstehen und lesen kann.“

Der Herzog wendet sich an den alten Wachtmeister, der hinter ihm Aufstellung genommen hat. Sagt ihm etwas. Der eilt ins Zelt und kommt mit der kostbaren Bibel des Herzogs wieder heraus.

„Schulze Bernhard, nimm diese Bibel für das Dorf, das ihr neu erbauen werdet, mit. Nur das Wort Gottes soll Mittelpunkt eures Zusammenlebens sein!“

Der alte Bauer bedankt sich vielmals und hält vorsichtig das kostbare Geschenk in seinen schwieligen Händen. Wie groß wird die Freude der Leute über ihren Herzog. Sie wissen: Was dieser Fürst verspricht, das hält er auch. Sein Trost kommt aus dem Wort Gottes. Seine Kraft kommt aus dem Gebet.

Als wir am Vormittag abreiten, klingen uns noch lange die Heil- und Hochrufe der Bauern nach. Eine Zeit lang versuchen die Kinder, mit unseren Pferden Schritt zu halten, dann bleiben sie zurück. Wir reiten weiter.

Ja, ich schreibe: Wir!

Denn der Herzog hat entschieden, dass ich mit in die Residenzstadt soll. Von dort soll nach meinem Heimatdorf und nach meiner Mutter geforscht werden. Bis ich sie wiedergefunden habe, wird mich der alte Obrist-Wachmeister mit in seine Familie aufnehmen. Er hat mir von den Packpferden eins anvertraut, und ich darf neben ihm reiten. So bin ich den ganzen Tag in der Nähe des Herzogs. Saubere, neue Kleider hatte er mir gegeben. Ich kann gar nicht recht beschreiben, erklären, wie mir ist. Ich komme mir wie ein neuer, ein richtiger Mensch vor. Ich meine, nur im Himmel kann es schöner sein.

Drei Tage sind wir unterwegs. Der Herzog ist unermüdlich für das Wohl seiner Leute tätig. Wie hat Gott das Land mit diesem Fürsten gesegnet!

Auch in anderen Dörfern bekommt der Schulze oder der Pfarrer eine Bibel.

Unser Herzog hat schon vor dem Friedensschluss gewusst: „Nur die Kenntnis des Wortes Gottes kann nach diesem Krieg einen Neuanfang bringen.“ Darum stand es für ihn fest: „Die Bibel muss zu meinem Volk. Mein Land soll ein Land mit der Bibel sein!“ Darum hat er den Auftrag gegeben, dass viele gläubige Pfarrer Erklärungen zu den Bibeltexten schreiben, damit alle den Willen Gottes verstehen. Damit diese Bibeln auch für die armen Leute nicht zu teuer werden, gibt er aus seinem eigenen Vermögen soviel zu den Druckkosten dazu, dass jeder sie kaufen kann. Oder er verschenkt sie an arme Untertanen, die versprechen, sie zu lesen.

„Unser Herzog ist überzeugt, dass der Glaube aus der Predigt und die Predigt aus dem Wort Gottes kommen muss“, erklärt mein Pflegevater.

„Ich sag dir, Junge: Das Wort Gottes wirkt, es ist schärfer als ein zweischneidiges Schwert.“ Eine lange Zeit reiten wir schweigend nebeneinander her. Bald sollte es mir zur Gewissheit werden: Der alte Obrist-Wachtmeister hat sein Herz der Bibel übergeben. Sein Leben gehört Gott und dem Herzog. Von ihm hoffe ich noch recht viel über Ernst den Frommen zu erfahren.

Die Suche nach meiner Mutter wurde sehr schwierig. Ich habe sie nie wieder gesehen. Waren

doch keine Anhaltspunkte vorhanden. Ich lebte beim alten Obrist-Wachtmeister und seiner Frau. Sie hielten mich wie ihr Kind.

Sie waren es auch, die dafür sorgten, dass ich getauft wurde und einen Namen bekam.

Martin nannten sie mich bei der Taufe, weil ich am Martinstag vom Herzog aus der Hand der wütenden Bauern gerettet wurde. Des Herzogs Martin wurde ich bald bei allen Soldaten und im ganzen Schloss genannt. Ich habe das sehr gern gehört und bin stolz auf diesen Namen.

An meinem Tauftag schenkte mir der gütige Herzog eine seiner Bibeln. In sie schreibe ich meinen Lebenslauf und erzähle von meinem Herzog. Freilich, das dürfte er nicht wissen. Lob und Ruhm will er nicht haben.

Ich soll die Gnade Gottes rühmen, hat er mir gesagt. Immer wenn ich mit einem Lob aus der Schule zu meinen Pflegeeltern zurückkam, durfte ich mir vom alten Obrist-Wachtmeister etwas wünschen.

Mein Wunsch war schnell ausgesprochen: „Erzähle mir vom Herzog!“

Da habe ich eben von der Schule gesprochen. Ja, das stimmt. Alle Kinder in Sachsen-Coburg und Gotha durften und mussten in die Schule gehen. Ganz gleich, ob sie im kleinsten Dorf des Landes oder in der Residenzstadt wohnten. Der Herzog kümmerte sich selbst um die nötigen Lehrer und die Pläne für den Unterricht. In ganz

Deutschland hielt er Umschau nach fähigen Leuten. War es ihm doch völlig klar geworden, dass die Bibel nach Leuten verlangt, die sie selbständig lesen können.

So lernten alle, ob Kind des Herzogs oder Kind eines Bauernknechtes.

Ich wollte ja noch aufschreiben, was mir mein Pflegevater vom Herzog erzählt hat:

„Die Liebe und Treue zu Gottes Wort hatte schon der kleine Prinz von seinem Vater und seiner Mutter gelernt.

Wenn er durch die langen Flure des Schlosses zu seinem Vater eilte, fand er diesen oft mit gefalteten Händen über der Bibel sitzen. Die Gottesdienste und Andachten waren nicht nur für das Volk oder die Dienerschaft, nein, der Herzog mit seiner Familie fehlte nicht. Wie oft sah ihn der Prinz nach dem Gottesdienst in ernstem, langem Gespräch mit dem Pfarrer stehen. Ja, da hat er seinen Vater auch zornig gesehen, wenn die Predigt keinen Trost des Evangeliums enthielt, wenn der Prediger über die Köpfe der Leute hinweg redete oder aber nichts als theologische Spitzfindigkeiten und üble Streitsucht von sich gab. Jeden Mittwoch musste ein Pfarrer aus den Dorfgemeinden zum Schloss kommen und dort eine Predigt halten. Der Vater unseres Herzogs wollte wissen, ob seine Bürger und Bauern auch Brot des Lebens verkündigt bekamen. „Wenn ich einmal Herzog werden sollte, dann will ich wie mein Vater leben

und regieren. Gott will ich loben und ihm die Ehre geben!“, nahm sich der junge Prinz fest vor.

Seinen Glauben und seine Liebe zu Gottes Wort hat er auch nicht drangegeben, als dunkle Stunden das Herzogshaus heimsuchten. Glaube zeigt sich erst recht in der Bewährung. Der Vater unseres Herzogs stirbt. Nun wird die Mutter Mittelpunkt der Familie und des Landes. Doch bald kommt eine neue große Prüfung für die Kinder. Es ist Abend, als plötzlich im Schloss ein Rennen und Laufen beginnt, als ob ein Feuer ausgebrochen wäre.

Es ist noch viel schlimmer. Diener tragen die völlig durchnässte Herzogin herein. Was ist geschehen? Zitternd berichtet der Reitknecht:

„Wir ritten an der Saale, die Hochwasser führt, in Richtung zum Schloss. Plötzlich taucht aus dem Halbdunkel eine armselig gekleidete Gestalt auf. Eine Bettlerin. Sie hatte hier auf die Rückkehr der Frau Herzogin gewartet, um ihr Anliegen vorzubringen. Die Frau Herzogin hält ihr Pferd an, sie will helfen, eine Gabe geben, da scheut das Tier. Es bäumt sich hoch auf, geht durch, und die Frau Herzogin wird in den reißenden Fluss geworfen. Verzweifelt kämpft die Herzogin, die eine gute Schwimmerin ist, um ihr Leben. Es gelingt ihr, das Ufer zu erreichen. Wir schaffen sie ins Schloss.“

Das Wasser war eiskalt gewesen. Fieber stellt sich ein. Alle Bemühungen der Ärzte sind vergeblich. Die Herzogin stirbt.

Jetzt sagt sich unser Herzog am Grab seiner Mutter: „Ich will so glauben, lieben und helfen, wie es meine Mutter getan hat!“

Im 30jährigen Krieg schlug sich der Herzog auf die Seite des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Mein Pflegevater wusste viel von seinen mutigen Taten auf dem Schlachtfeld zu erzählen.

Aber seine größte Tat ist und bleibt, dass er nach dem grausamen Krieg sein verwüstetes, erschöpftes Land nicht sich selbst überließ, sondern ihm tatkräftig zur Seite stand. Er sorgte dafür, dass Schulen verbessert wurden und dass Gottes Wort unter die Menschen kam.

Eines Tages überraschte mich mein Pflegevater mit einem unerwarteten Geschenk. Freudestrahlend drückte er mir einen blanken Taler in die Hand. „Sieh ihn dir genau an“, sagte er. Das war wirklich ein besondere Taler.

„Gott den Herren lobt und ehrt, der den Frieden uns beschert. Fördert seine Furcht und Ehr, sonst besteht er nimmermehr!“, stand auf diesem Friedenstaler aus dem Jahre 1650. Unser Herzog hatte angeordnet, dass auf neue Taler Bibelverse und Katechismusstücke geprägt werden. Ihm lag daran, Gottes Wort auf jede Weise unter das Volk zu bringen. Im Jahre des Heils 1675 starb unser Herzog so demütig und fromm, der Ewigkeit gewiss, wie er gelebt hatte.

Ich selbst bin heute Wildhüter und Forstmeister. Meinen größten Schatz, die Bibel unseres

frommen Herzogs habe ich natürlich mitgenommen.

Meinen Knechten und den Menschen im Dorf erzähle ich vom lebendigen Gott und seinem Sohn Jesus Christus.

Nun nennen mich schon fast alle: „Herzogs-Förster-Gottes-Prediger.“

Es ist eine Bande von Wilddieben über die nahe Grenze gekommen. Ich will sie aufspüren und unschädlich machen. Aber vorher werde ich meinen Schatz, die Bibel, im alten Kamin des Forsthauses in einer eisernen Kiste sicher verbergen und einmauern.

Der Baron lässt seine Blätter sinken. Man hört keinen Laut in der Jurte. Alle Jungen blicken wie gebannt auf seinen Mund.

„Ich will nun diesen Schatz des Martin Herzog verwahren. Er hat mir ein großes Vermächtnis damit gemacht.“ Er senkt den Kopf zum Gebet:

„Herr, hilf mir, dass ich dein Wort liebe und weitersage. Danke, dass du es uns und mir anvertraut hast. Amen.“ In das Amen stimmen alle Jungen von ganzem Herzen mit ein. Leise verlassen sie die Jurte. Es hat aufgehört zu regnen. Still und in Gedanken versunken gehen sie zu ihren Burgen.

Bei der Gebetsgemeinschaft in Burg eins beten diesmal Jochen und auch ganz kurz Martin mit.

Mit dem Fund der Bibel scheint ein neuer Geist in das Zelt eingezogen zu sein.

Die restlichen Lagertage vergehen den Jungen wie im Fluge.

Wenn die Sonne auch nicht immer lacht, was tut's. Die Freude am Lager, an der Gemeinschaft unter den Jungen und Mitarbeitern, die Freude am Wort Gottes und seinen Verheißungen lässt keine Trübsal und schlechte Stimmung aufkommen.

Der letzte Abend

Heute ist der letzte Abend. Zum letzten Mal trifft sich das ganze Lager an der großen Feuerstelle.

Die „edlen und tapferen Mannen“ haben sich brüderlich und friedlich an der Feuerrunde gelagert.

Bei aller Freude auf diesen letzten, festlichen Abend liegt doch so etwas wie „Abschiedsschmerz“ auf der sonst so ausgelassenen und fröhlichen Schar.

Auch der gestrige Abend war für die Lagergemeinschaft ein Fest am Lagerfeuer gewesen: Große Ehrung der Sieger! Dabei war allen bewusst geworden, wie viel Möglichkeiten es doch im Zeltlager gegeben hatte, einen Sieg zu erringen.

Ganz gleich ob Sieger in einem der Einzelwettbewerbe oder aber Glied einer Mannschaft, die einen Gruppensieg errungen hatte, Freude und Stolz sprachen aus den Gesichtern.

Heute, am letzten Abend, wird nun auch die mit großer Spannung erwartete Fortsetzungsgeschichte ihrem Ende entgegengehen.

Aber heute Abend soll auch der offizielle Lagerschluss einmal ganz anders verlaufen als sonst üblich.

Reinhold, der Lagerleiter, hatte beim Abendbrot den erstaunt zuhörenden Jungscharlern gesagt:

„Ihr Männer, hört bitte zu: Wem in diesen Tagen in den Bibelarbeiten, den Abendausklängen etwas ganz persönlich wichtig oder klar geworden ist, ein Wort, ein Vers oder ein Gedanke, der kann das heute Abend am Lagerfeuer allen mitteilen. Natürlich kann auch gesagt werden, was für Konsequenzen er daraus für sich ganz persönlich zieht.“

Johannes ist gespannt und aufgeregt zugleich.

Wer wird da wohl reden? Muss das nicht alles vorher geordnet und geplant werden? Was wird, wenn ein Junge etwas völlig Falsches und Unsinniges sagt? Ist das nicht eine schreckliche Blamage für den Lagerleiter, wenn vielleicht niemand ein Wort sagt?

Johannes möchte doch, dass das Lager, sein Lager, einen guten Abschluss findet. Bringt der Lagerleiter jetzt nicht alles selbst in Gefahr?

Beim Spülen des Kochgeschirres durchfährt Johannes plötzlich ein großer Schrecken.

Er hat mit Martin noch nicht geredet. Freilich,

sie haben zusammen gespielt, gesungen und gelacht. Eigentlich war es ja wie früher gewesen. Aber war das wirklich echt bei Martin? Oder hatte er sich nur gesagt: ‚In der Freizeit soll jetzt alles in Ordnung zwischen uns beiden sein, so ein Lager geht ja vorüber. Zu Hause ist dann alles vorbei.‘

Warum hat er nicht mit Martin gesprochen?

Hat er, Johannes, doch Angst vor dieser Aussprache gehabt? Sicher, jeden Abend hat er für den Freund gebetet. Aber das befreit ihn doch noch lange nicht vom persönlichen Gespräch.

Schnell geht Johannes von der Waschstelle zum Zelt zurück. Aber Martin ist nicht mehr dort, er sitzt schon neben Günter an der Feuerstelle.

Schon erklingen am Lagerfeuer die ersten Lieder.

Traurig über sein eigenes Versagen geht Johannes zur Feuerrunde.

Reinhold erzählt den Schluss der Fortsetzungsgeschichte. In atemloser Spannung hören die Jungen zu. Martin und eine Reihe anderer Jungscharler vergessen vor Aufregung, den Mund zu schließen. Ein Aufatmen, als sich alles doch zum Besten wendet. Beifall für den Lagerleiter! Der kann erzählen! Einfach große Klasse! Ein Lagerlied erklingt.

Am Lagerfeuer ist es ganz still geworden. Große Spannung liegt über der festlichen Runde. Wer hat etwas zu erzählen? Wer hat überhaupt Mut, den Mund aufzumachen?

Plötzlich die raue, verschriene Stimme eines Jungscharlers. Er redet von dem Bibelvers, der ihn getroffen hat. Ein anderer sagt seine Gedanken zu demselben Vers hinterher. Nun ist es so, als ob man die Schleusen eines Stausees geöffnet hätte. Die Worte strömen aus den Herzen der Jungen.

Dazwischen lässt der Lagerleiter immer wieder einige Verse aus den bekannten Jungscharliedern singen. Oft stimmen die Jungen selber ein Lied an, das sie gerne mögen.

Da plötzlich! Johannes durchfährt es wie ein elektrischer Schlag: Martin! Unverkennbar erklingt dort Martins Stimme. Er hat hörbare Schwierigkeiten mit seinen ersten Worten. Martin muss schlucken:

„Eigentlich“, Martin hält verlegen inne. „Eigentlich wollte ich euch alle hier nur ärgern. Ich bin mitgefahren, weil das Lager billig ist, weil ich von zu Hause weg wollte. – Na, ja, weil der Johannes mir auch keine Ruhe gelassen hat. – Ich wollte ...“ Wieder macht er einen Augenblick Pause. „Ich wollte nach dem Lager nie mehr in die Jungschar gehen. Wir ziehen ja auch weg. Nun aber ...“ Martin stockt erneut. Er hat Mühe, die richtigen Worte zu finden. „Zuerst hat mich die Geschichte von Daniel beeindruckt. So ein gradliniger Kerl wie er wollte ich auch werden. Darum habe ich euch über den Waldbrand auch die Wahrheit gesagt. Die Geschichte in der alten

Bibel hat mich noch mehr zum Nachdenken gebracht. Wenn der Glaube aus mir so einen Kerl macht wie ‚Herzog Ernst den Frommen‘, dann will ich auch glauben. Aber erwartet jetzt nicht zu viel. Bestimmt kommen wieder Zeiten, wo ich zweifeln werde.“

Einige Jungscharler nicken verständnisvoll. Günter klopfte Martin lachend auf die Schulter: „Meinst du, Reinhold und ich hätten nicht auch Zeiten des Zweifels? Selbst langjährige Christen erleben das. Aber nach jeder Periode der Anfechtung, die in Geduld überstanden wird, ist der Glaube umso gewisser. Hab Mut, Martin, geh tapfer die kleinen Schritte des Glaubens!“

„Da ist noch etwas“, sagt Martin nachdenklich. „Ihr wisst alle, dass meine Eltern bald in eine Nachbarstadt ziehen werden. Dort gibt es keine Jungschar. Aber als Christ brauche ich doch das Wort Gottes und Gemeinschaft mit anderen Christen. Könnt ihr mir nicht helfen, dort eine Jungschar zu gründen?“

Die Jungen haben begriffen: Hier wird keine Rede gehalten, um sich selbst zu bestätigen. Martin redet wie einer, dem Gott das Herz geöffnet hat.

„Ich helfe mit!“, meldet sich Johannes als erster. „Nun stellt euch das nicht so einfach vor!“, erklärt Günter lachend. „Eine Jungschar zu gründen braucht viel Geduld. Unzählige Hausbesuche müssen gemacht und Handzettel geschrieben

werden. Dann kommen nicht sofort zwanzig begeisterte Jungscharler zur ersten Stunde, sondern vielleicht erst einer. Wenn ihr den Mut zu einer solchen Sache habt, mache ich mit.“

Martin nickt strahlend. „Du wirst dann unser Jungscharleiter. Mit deinem Auto bist du ja schnell in meiner neuen Stadt.“ Günter reicht ihm lachend die Hand. „Abgemacht.“

„Wisst ihr, wie die neue Jungschar heißen soll?“, fragt Martin seine Kameraden. Einige zucken mit den Schultern, alle blicken gespannt.

„HERZOG ERNST DER FROMME natürlich.“

CLV

Heinz Böhm

Die Stunde der Abrechnung

Taschenbuch

128 Seiten
DM 4,80
Bestell-Nr. 761

Unheimliche Dinge geschehen im Wald – ein Unbekannter schlägt heimtückisch zu und hinterläßt eine Spur der Verwüstung, die dem Förster schweres Kopfzerbrechen und schlaflose Nächte bereiten.

Niemand weiß, wer da sein Unwesen treibt und aus welchem Motiv – ist es ein Geistesgestörter oder ein Krimineller? Und zu allem Unglück hängt eine Clique von Jungens mit ihrer Feindschaft gegen den „Neuen“ mittendrin.

Die Situation spitzt sich dramatisch zu, bis das Geheimnis um eine alte Schuld gelüftet wird.

JM ab 10